O1010. 562 n (2

Opp. 562 (2

Vermischte Schriften

von

Franz von Spaun.

Zweites Bändchen 2

MÜNCHEN, 1822.
bey dem Verfaſser und in allen Buchhandlungen.

Spaun Vermischte Schriften 2
Wb/67/513
237 BS grün m. rotem Schild

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

China ist ein ganz despotisches
in keinem Lande der Welt i
achtet der Regent so eng d
beschränkt als eben in dies
dort gab es Monarchen, di
Laune, theils in Folge
ßerungen der den Thro
schnittenen nach dem
Schwerdte der Allma
ten; allein es bei
setze, Sitten
dent des Trib
Rathen über
und werden
so muß de
Kaiser
Spaur

Vorrede.

China ist ein ganz despotisches Reich, aber in keinem Lande der Welt ist dem ungeachtet der Regent so eng durch die Gesetze beschränkt als eben in diesem Lande. Auch dort gab es Monarchen, die theils aus übler Laune, theils in Folge der bösen Einflüsterungen der den Thron umringenden Verschnittenen nach dem bon plaisir mit dem Schwerdte der Allmacht schwadroniren wollten; allein es bestehet ein Tribunal der Gesetze, Sitten und Gebräuche. Der Präsident des Tribunals deliberirt mit seinen Räthen über die ihm eröffneten Befehle, und werden sie dann gesetzwidrig befunden, so muß der Präsident in Person sich dem Kaiser zu Füßen werfen, und ihm vorstel-

len, daß der von ihm erlassene Befehl gesetzwidrig sey.

Dieses weiß meistens der Kaiser sehr wohl. Er wird also böse über die Vorstellung und säbelt dem Vorstellenden wohl auch eigenhändig den Kopf ab, oder befiehlt seinen Trabanten ihn in 1000 Stücke zu zerhauen, welches augenblicklich vollzogen wird. Allein damit ist nicht gerichtet; der Nachfolgende im Rathe macht sein Testament, gehet nach Hofe, wiederholt die Vorstellung, wird auch zusammen gesäbelt, und so wird oft das ganze Tribunal zu Wurstfülle zusammengehackt. Meistens aber erkennt der Kaiser die Wahrheit, widerruft seine gesetzwidrigen Befehle, und läßt die bösen Rathgeber zusammhacken. Somit kostet die Abwendung großen Jammers, die Erhaltung der Ordnung höchstens ein Paar Duzend Köpfe, und wie wenig ist das in

einem Lande, das 300 Millionen Innwohner hat?

An unseren Europäischen Höfen ist das Zusammensäbeln nie herkömmlich gewesen, und ich zweifle, daß die Ultra, welche mit solcher Anstrengung daran arbeiten, die Hand des französischen Königs mit dem zweyschneidigen Schwerdte des Despotismus zu bewaffnen, diese Mode in Paris zu introduziren gedenken. Allein alles übrige der Chinesischen Vorstellungs-Praxis scheint nie löblich, und das Trozen allen Gefahren um das Wohl des Staates zu befördern, eines ächten Liberalen würdig. Die Liberalen bilden zwar keinen gesetzlichen Staatskörper, aber sie sind Beysitzer des Tribunals der Publizität, und ihre Federn sind Waffen, die ihren Feinden beinah eben so gefährlich scheinen als die in 1000 Stücke hauenden Chinesischen Säbel.

Unsere Europäischen Throne sind zwar von keinen am Leibe verschnittenen, aber wohl von vielen an Kopf und Herz beschnittenen bösen Rathgebern umringt. Diese scheuen wie die Nachteulen das Licht der Publizität, und würden, wenn sie konnten, nicht nur wie der Chalife Omar alle Bibliotheken, sondern auch alle Pressen verbrennen. Eitelkeit nistet sich mehr oder weniger in die Herzen aller Menschen ein. Wenn man nun sieht, daß sie vom Lichte der Oeffentlichkeit Gichter bekommen, so kann man wohl nicht umhin sich zu überzeugen, daß ihr Sündenregister weit grösser sey, als das Protokoll ihrer guten Handlungen. Daher ihr Widerwillen gegen die Preßfreiheit; und daher ihr Bestreben sich der Pressen ausschliessend zu bemächtigen, und sie als Schuz- und Truz-Waffe gegen die Freunde der Oeffentlichkeit zu gebrauchen. Daß

manchmale Ministerien diese Freyheit beschränken, mag, wenn es aus Staats-Verhältnissen geschieht, tolerirt werden, aber mit Recht kann laut geklagt werden, wenn diese Beschränkung blos zum Behufe, und zum Vortheile einer Parthey verfüget wird.

Ich habe vor beyläufig 2 Jahren (1820) über die Patrimonial-Gerichtsbarkeit eine Abhandlung geschrieben, deren Grundsätze zwar den sogenannten Gerichtsh e r r e n unangenehm seyn mögen, aber den sogenannten Unterthanen sehr erfreulich gewesen wären. Ich habe gezeigt, daß diese Privilegirten unermüdet daran arbeiten die königlichen Vorrechte zu beschneiden, daß sie wohl, wenn die Liberalen es angehen ließen, den ganzen Mantel unter sich theilen würden; daß sie mit dem Schwerdte der Themis die Felder ihrer sogenannten Unterthanen abmähen; daß königliche Be-

amte und Dicasterien ihnen bey dieser Sünden-Arbeit beystehen. Ich führte Thatsachen, und die Authorität königlicher ganz unverdächtiger Schriftsteller an. Da trat also der Fall ein, wo man den Verfasser zum Beweise hätte auffordern, wo die Beschuldigten sich öffentlich hätten rechtfertigen sollen. Statt dessen ließ man meine Schrift durch die Polizey wegnehmen, obschon auch nicht eine Zeile in selber ist, welcher ein Rabulist eine gesetzwidrige Deutung geben konnte. Meine Schrift erweitert die exekutive Macht des Königs, welcher man durch die Edikte zweckwidrige Schranken setzen will; reklamirt für den Staat das von den vorigen Landständen usurpirte Staas-Gut . . . Und die, welche die Stimme des Verfechters der königlichen Rechte ersticken wollen, nennen sich Royalisten, Stützen des Throns.

Ein Schaden an Geld schreckt einen ächten Liberalen nicht ab. Wär' ich selbst confiscirt worden, so würde ich am Tage meiner Befreyung über die Dächer gepredigt haben, in Baiern sey kein anderer Herr als der König; kein Baier sey ein Unterthan seines Mitbürgers, alle Jurisdiction sey eine vom Könige delegirte, Er habe in Beziehung auf den Modum delegationis freye Hände, und sey hierin weder an die Kammern noch an die Edikte gebunden, welche keine Fundamental-Gesetze, sondern Ordonanzen des Königs über die Organisation der Administration seyen.

Allein so mächtig auch die verketteten Privilegirten seyn mögen, so ist es doch in Baiern noch nicht dahin gekommen, daß man straffällig werde, wenn man die Vorrechte des Königes gegen die Usurpatoren derselben vertheidigt; meine Schrift über

die gutsherrliche Gerichtsbarkeit ist zwar bis auf wenige Exemplare confiscirt worden, allein eben diese ungesetzliche Regierungs=Verfügung zu Gunsten der privilegirten Classe wird den Monarchen, und die National=Versammlung darauf aufmerksam machen, wie nothwendig es sey die Regulirung der Presse der Willkühr der Ministerial=Behörden zu entziehen, welche nur durch die gesetzliche Freyheit der Presse controllirt werden kann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Etwas
über Eigenthum, Eigenthums-Gesetze, und die Eigengerichtbarkeit.

§. 1.

Das Recht mit irgend einer Sache nach Belieben zu schalten und zu walten, (unseren Nebenmenschen unbeschadet) nennen unsere Rechtslehrer Eigenthumsrecht. Eigentlich ist dasselbe ein Recht alle andere Menschen von der Benutzung einer Sache auszuschließen, und dieselbe für sich allein zu gebrauchen. Man leitet dieses Recht im Stande der Natur aus dem Rechte der Selbsterhaltung ab. Wir können nicht leben ohne zu essen; Wir haben also das Recht eßbare Sachen zu ergreifen, einen Vorrath derselben aufzuhäu-

Bayerische Staatsbibliothek München

fen ꝛc. Auch andere Bedürfnisse hat der Mensch, als Kleidung, Schutz gegen die Unfreundlichkeit des Wetters, Waffen zur Jagd, zur Wehre. Was er sich, sagt man, zu diesem Behufe angeschafft hat, ist sein Eigenthum. Wer ihm diese Mittel seiner Selbst-Erhaltung nimmt, greift ihm nach dem Leben, und fodert ihn zur Nothwehr auf.

§. 2.

Die Rechtslehrer sehen den Grund und Boden, die frey wachsenden Früchte, das Wild, die Fische, als Dinge an, auf die Niemand ein ausschliessendes Recht im absoluten Stande der Natur hat, und die somit erst durch die Besitzergreifung (Occupatio) Eigenthum werden. Diese Occupation nennen sie eine Handlung, wodurch allen übrigen Menschen kund wird, daß es unser Wille sey eine bestimmte Sache aus-

schliessend zu besitzen. Dadurch, meinen sie, werden alle übrige Menschen verpflichtet unseren Willen zu respectiren, und sich den Gebrauch, die Nutznieſſung dieser Dinge zu untersagen. Diese Behauptung ist unerwiesen, zu offenbar falsch.

§. 3.

In der Natur ist keine res nullius. Alles, was die Natur hervorbringt, ist Gemein-Gut. Jeder kann davon nehmen, so viel er braucht, um seine augenblicklichen Bedürfnisse zu befriedigen; aber sein Wille und die unzweydeutigsten Aeusserungen desselben sind für die übrigen Menschen kein Gesetz, und erwerben ihm kein Recht seine Mitmenschen von dem Vorrathe auszuschließen, den er aufgehäuft hat. So lange Ueberfluß vorhanden ist, mag er aufspeichern so viel er will; wenn aber Hungersnoth eintritt, so wird er entweder seine ungerechten Ansprüche

aufgeben, oder mit dem Leben seine Ungerechtigkeit büssen. Das Natur-Gesetz garantirt keinem Kornwucherer seine Speicher; und auch das bürgerliche Gesetz garantirt nur in so ferne den Ueberfluß des Einen, als die äusserste Nothdurft des Mitbürgers gesichert ist. Wenn in einem durch Stürme verschlagenen Schiffe die Lebensmittel ausgehen, so wird aller Vorrath der Schiffenden zusammgeworfen und gleich getheilt. Im Stande der Natur ist also das Eigenthum ein Recht, das nur so lange besteht, als es die Nachbarn gelten lassen.

§. 4.

An Medien und Persien stiessen nördlich die unermeßlichen Ebenen der Tartarey, wo Nomadische Horden ihre ungeheuren Heerden weideten. Sie zogen der Weide nach, und bey einer eingefallenen Dürre kommen sie an die gebauten Felder civilisirter Völ-

ker, in deren Aecker und Wiesen sie unangefragt ihre Heerden trieben. Dagegen protestirten die Ackerleute. Allein die Nomaden foderten sie auf ihnen zu beweisen, daß Sie (die Nomaden) schuldig seyen mit ihren Heerden Hungers zu sterben, weil es ihren Nachbarn beliebt habe die Erde zu kratzen. Das Schwerdt entschied für die Nomaden. Allein diese geschichtlichen Erfahrungen bestimmten unsere politischen Rechtslehrer nicht ihr Sistem zu ändern, und wir sehen die Nationen die ungereimtesten Ansprüche auf ihre angeblichen Occupations-Rechte gründen. Die Venetianer heuratheten jährlich das Adriatische Meer, und wollten anderen Nationen nicht erlauben es zu beschiffen. Die Engländer machten Ansprüche auf das Eigenthum des Weltmeeres. Ihr Selden schrieb ihr Manifest: Mare clausum; Hugo Grotius widerlegte es mittels seines Trak-

tats: Mare liberum. Auch Land und Leute machte man zu Gegenständen des Eigenthums. Die Welt gehöret ganz unstreitig dem lieben Herrgotte. Der Pabst ist sein Stellvertreter auf Erden, also kann sie derselbe nach Belieben verkaufen, verschenken. Alexander VI. schenkte dem Könige von Spanien alle Länder, welche westlich dem Meridiane der Insel Ferro, dem König von Portugal alle östlich diesem Meridiane gelegenen Länder. Die Kezerischen Engländer und Holländer respektirten diese Schankung nicht. Da man aber doch die National-Raubsucht durch Scheintitel zu legitimiren suchte, so nahm man an, daß die von nicht civilisirten Völkern bewohnten Länder res nullius seyen, die dem also zugehören, der sie zuerst entdecket, und in Besitz nimmt. Dazu war hinreichend einige Canonen-Kugeln ins Land zu schießen, und allenfalls eine Säule mit

einer Inschrift am Gestade zu errichten. Dieses hielt man für hinreichend, um seiner Majestät N. N. das Eigenthum des Landes und der umgebenden See zu erwerben.

§. 5.

So widersinnig uns die Grundsätze eines solchen Staatsrechtes erscheinen, so sind sie dennoch für gar manche Cabinete Staats-Maximen, die man ohne Menschenscheue öffentlich ankündiget. Von der Verfahrungs-Art der Engländer in Indien habe ich in den Glossen gesprochen. Erst vor wenigen Wochen wurde in allen Zeitungen eine merkwürdige Russische Ukase angekündiget, die Russen setzten von Kamtschatka nach Japan über, um mit den Japanern Handlung zu treiben, wurden aber abgewiesen, und ihnen wurde das Land bey Lebensstrafe verboten. Die westliche Küste von Amerika ist mit Wilden besetzt, denen sie ihre Pelzwaaren anfangs

abhandelten, und in der Folge als Tribut abnahmen, weil man auf diese Art wohlfeiler zur Waare gelangt. Die curilischen Inseln, die Insel Unalaschka, und eine große Strecke von Nord-Amerika sind nunmehr mit solchen Kaufleuten besetzt, die diesen Leuten ihre Waare unentgeldlich abnehmen. Indessen war die Schifffahrt in diesen Meeren frey; und die Wilden verkauften ihre Pelz-Waaren lieber den Amerikanern als den Russen. Dieser Schleichhandel that dem russischen Gratis-Handel Abbruch, und somit erfolgte die Ukase, vermög welcher allen Nationen verboten wird jene Seen zu beschiffen. Ob die handelnden Nationen dieser Ukase gehorsamen werden, stehet zu erwarten. Die Russen stossen nun an den Besitzungen der Engländer an der Hudson Bey, und der Amerikaner am Columbia-Flusse. Was durch das Faustrecht erworben ist, geht durch

das Faustrecht verloren. Die Uebermacht sucht nur einen Vorwand um jeden Gräuel zu begehen. Aus dem Gebrauche, welchen die Despoten von der ihnen, wie sie sagen, von Gott anvertrauten Gewalt machen, sollte man eher glauben, daß sie nach dem Ebenbilde des Teufels als nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen worden seyen. Ohne Gesetze kann kein Staat bestehen, und doch ist die durch das Gesetz entstandene Macht dem Gesetze feind.

§. 6.

Der unersättlichen Länder und=Schachersucht der Nationen setzt sich die Länder= und Schachersucht der Nachbarn entgegen.

Der Neid stemmt sich der Habsucht entgegen, und darin besteht was wir die politische Bilanz von Europa nennen. Gesellt sich dazu eine gewisse tremeruola vor Studenten, Carbonari, Liberalen, so hat man

beyläufig die Grund-Maximen unseres heutigen Staats-Rechtes, das dennoch so oft übertreten wird, als man hoffen kann es ungestraft thun zu können.

§. 7.

Um heut zu Tage das Eigenthum civilisirter Länder und Nationen zu occupiren, gehöret schon etwas mehr als bey uncivilisirten. Dazu haben die Engländer in Indien ein gar besonderes Geschick. Auch Napoleon verstund vortrefflich das Occupations-Gewerb. Allein er kann sich nicht rühmen, daß er diese Kunst erfunden habe. Die Mitglieder der heiligen Allianz, gaben ihm bey Gelegenheit der Theilung Pohlens ein Epoque machendes Beyspiel. Freylich erhob sich der Schüler über die Lehrer. Uebrigens geht es bey civilisirten Nationen nicht an, daß man die eroberte Nation durchaus als Eigenthum behandle. Man kann nicht wie die Spanier in

Amerika die Einwohner ausrotten, und das Land neu bevölkern, denn diese Verfahrungs-Art ist unwirthschaftlich, und also nicht zu empfehlen; es mögen die Teutschthümler auch noch so laut schreyen, man hätte die Franzosen ausrotten sollen, die Weisheit der allirten Cabinete fand diesen Plan gar nicht practicable. Zwar wäre den Engländern um ihres Handlungs-Profites wegen erwünscht, wenn es den Türken gelänge, alle Griechen zu morden; aber da es ihnen selbst nicht gelingt Irrland zu entvölkern, so geben sie wohl die Hoffnung auf, daß ihre beschnittenen Allirte glücklicher, oder anstelliger seyn werden. Die Civilisation hat leider den Welteroberern dieses Handwerk erschweret, und man hat die Erfahrung gemacht, daß solche Nationen sich gar nicht erobern lassen, wenn es ihnen ernst ist sich zu wehren. Sie widerstehen schon durch ihre

Massen. Zwar geben sich die Regierungen alle mögliche Mühe den Herren die Arbeit zu erleichtern; und zerstampfen diese Massen zu Staub mit der Keule des Despotismus, vermög der Maxime divide, et impera. Da lassen sich dann die Sandhaufen leichter hin und herschaufeln. Massen sind schwerer zu regieren; aber die Sandhaufen sintern bald wieder zu Masse zusammen, wenn der Stoß von aussen kommt, oder das Gemein-Elend die Menschen an einander preßt.

§. 8.

Land-Eigenthum a l'ingrosso hat demnach kein anderes Fundament als das Recht des Stärkeren, und da nach rechtlichen Grundsätzen eodem modo res dissolvuntur, quo sunt colligatae, so verliert man wieder sein Eigenthums-Recht, wenn der Schwächere der Stärkere wird. Das Subditi estote sublimioribus potestatibus ꝛc. muß mit

dieser Modifikation verstanden werden. Wer die stärkeren Fäuste hat, ist die sublimior potestas. So erklärte auch der heilige Athanasius diesen Text. Die ersten Christen, schreibt er, liessen sich verfolgen, martern, nicht weil sie schuldig waren sich martern zu lassen, sondern weil sie zu schwach waren, um mit Erfolge zu widerstehen; die Worte des Apostels seyen kein göttliches Gesetz, sondern ein Consilium prudentiae. Daraus schließe ich, daß die Griechen tuta Conscientia die Türken nidersäbeln mögen, und daß die Anglikanischen Griechen (die Irländer) nicht einmal eine läßliche Sünde begiengen, wenn sie alle Engländer über den Canal des heil. Georgs jagten; welches, wills Gott, binnen wenigen Jahren geschehen wird, wenn nicht die heilige Allianz den Britten einige Tausend Cosacken zu Hilfe sendet, und Frankreich ein Detachement Jesuiter Missionäre

überschifft, um dort den blinden Gehorsam zu predigen. Ihre Pfaffen interpretiren den Apostel Paulus verkehrt. Sie widerstehen sogar der römischen Curia, welche durch ein Concordat dem Könige von England das geben wollte, worauf sie selbst kein Recht hat; die griechischen Papas ziehen sogar ins Feld, commandiren Armeen. In unserem verderbten Jahrhunderte ist nicht einmal der Räuber seines Raubes gesichert, selbst auch dann nicht, wenn er darüber vom römischen Stuhle, Schankungs-Briefe mit Siegel hat. Die neuen Mexikanischen, Columbianischen Staaten jagen die Capetones sammt ihren Bullen aus dem Lande, und sind doch Erz-Catholiken. An allen diesen Spanischen, Amerikanischen, Irrländischen, Helenischen rc. Gräueln sind nur die Carbonari, die Liberalen, die Aufklärer Schuld. Ehe die Grie-

chen die Fahne der Aufruhr schwangen, sendeten sie ihre Jungen auf die Europäischen Universitäten, damit sie dort im Rebelliren, und Revolutioniren unterrichtet würden. Der Herr von Stourdza ist nicht so dumm, als man seinen Schriften nach glauben sollte. Er roch Lunten, und erkannte wohl, daß Anstalten, wo das Recht gelehrt wird, denen gefährlich seyen, die Unrecht haben.

§. 9.

Wir wollen nun untersuchen, auf welche Rechts-Verhältnisse das Privat-Eigenthum gegründet sey.

Ich habe in meinem Werke über die moralischen Verhältnisse des Menschen, und in meiner Abhandlung über die Grund-Verhältnisse des Staats und der Kirche die räthselhafte Aufgabe zu lösen gesucht: Wie die Staaten entstanden seyen, und was möglicher Weise Jäger und Nomaden-Völker be-

wegen konnte, sich an feste Wohnsitze zu fesseln, und sich zu dem ihnen in ihrem Naturs-Zustande so verhaßten Erde kratzen, zu bequemen. Ich zeigte, daß dieses Räthsel dem unauflößlich sey, der nicht ein wichtiges, gemeinsames und fürdauerndes Interesse nachweisen könne, und ich glaube es ist gelöset, wenn man annimmt, es sey eine Zeit gewesen, wo die Menschen die Kunst noch nicht erfunden hatten, Feuer nach Belieben hervorzubringen und zu unterhalten. Zufällig entstandenes Feuer, es sey durch den Blitz, oder durch Vulkane, oder durch brennende Quellen, waren ihnen schreckliche und bald willkommene aber leider vorübergehende Erscheinungen. Der Mangel an Nahrung, der Regen, ein Windstoß zerstöhrten die Freude. Ein unbesonnenes Mädchen machte vielleicht die Erfahrung, daß dieses göttliche Wesen bleibe, wenn man es mit Holz füt-

tere, und so mag wohl die älteste aller Religionen der Dienst der Vesta entstanden seyn.

Nun war für die Erhaltung gesorgt. Wer Feuer haben wollte, mußte aus dieser Quelle schöpfen, und durfte sich nicht weit von derselben entfernen. Nun war also für die Nomaden und Jäger ein gemeinschaftliches Centrum gegründet. Für die Priesterinnen und den ihnen zur Aufsicht und zum Schutze beigegebenen Aeltesten mußte fortdaurend gesorgt werden. Die Jagd, die Viehzucht gibt nur zufällige Subsistenz. Man fieng an die Erde zu kratzen, und der Ackerbau entstund. Religion, oder, wenn ihr lieber wollt, Aberglauben legte die Fundamente des Staates.

§. 10.

Daß Anfangs an kein Privat Grund-Eigenthum gedacht wurde, ist leicht zu erachten. Alle Felder waren, so wie die Erndte

Gemeingut. Die Aeltesten und Priester vertheilten die Erndte, und werden sich wohl nicht vergessen haben. Convoitise rompt le sac. Um den Klagen abzuhelfen, mag man wohl übereingekommen seyn die zahm gemachten Felder zu theilen, und für die Priester einen durch gemeinsame Arbeit zu bestellenden Distrikt auszuscheiden. Daher die Frohnen (feyerliche, festliche, dem Gottesdienste gewidmete Tage). Oder man verabredete, daß jeder von seiner Erndte einen bestimmten Theil zu Erhaltung des Gottesdienstes abgeben solle, und so entstunden die Zehenden.

§. 11.

Daß bey Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft noch von keinem Privat-Grundeigenthume die Rede war, beweiset die älteste Geschichte. Selbst bey den Römern war das bonum Quiritarium ein Gemeingut, dessen

Nutzung dem Bürger überlassen war, und über das er nur mit Einwilligung der Gemeinde disponiren konnte. Pater familias, uti legassit, ita jus esto, verfügt das Gesetz der 12 Tafeln. Das Testament war ein in den Comitien vorgetragenes und genehmigtes Gesetz. Die deutschen Völker schreibt Cäsar machten jährlich eine neue Theilung ihrer Felder, damit die Gemeindsleute nicht ihr Herz an ihre Felder hangen möchten. In Peru waren unter den Incas alle Felder Gemeinde Felder, und wurden nach Garcilasso della vega durch gemeinschaftliche Arbeit bestellt. In England, sagt Blakstone, betrachtet das Gesetz den König als Repräsentanten der Nation und Urgrund-Eigenthümer aller liegenden Güter. Man sagt also eine alberne Unwahrheit, wenn man behauptet, das Nationalgut sey eingebrachtes und zusammengeworfenes Privat-

Grundeigenthum, und der Staat sey aus der Association Privat-Grundeigenthümer entstanden. Kein Privat-Grundeigenthum kann anders als durch das Gesetz entstanden seyn.

§. 12.

Den ersten, schrieb Rousseau, der einen Pfahl einschlug, um ein Feld einzuzäunen, indem er sprach, Ceci est à moi, dem hätte man mit eben diesem Pfahle den Kopf einschlagen sollen, denn diese Handlung sey die Quelle aller Wehen, welche aus der Ungleichheit der Menschen entstanden sind. Et aliquando bonus dormitat Homerus. Nicht alle Maximen Rousseaus sind Axiomen, wenn auch seine Werke sehr heilsame Wahrheiten enthalten, welche nur die nicht sehen, welche die Augen zudrücken. So albern war doch nie ein Mensch, daß er wähnte, sein Wille, sein Pfahleinschlagen, werde von

seinen Nachbarn respektirt werden, und ihm den ausschließlichen Genuß auch nur eines Baumes, geschweige eines Feldes zusichern. Gesetzt, auf Robinsons Insel wären Schiffbrüchige angeschwommen. Ihnen wäre Robinson entgegen getretten, und hätte gesagt: horcht ihr Leüte, diese Insel mit allem was darauf lebt und webt ist mein ausschließendes Eigenthum. Ich habe schon, wie ihr aus dieser Innschrift seht, seit vielen Jahren davon Besitz genommen, und sie ruhig besessen. Ich habe mit gewaffneter Hand dieselbe gegen die Caraiben vertheidiget, wie euch mein Knecht Freytag bezeugen wird. Darum sage ich euch, wer von euch nur einen Apfel pflückt, den brenn ich auf den Pelz. Füttern will ich euch wohl von meinem Ueberfluße; dagegen müßt ihr meine Knechte werden. Was hätten die Schiffbrüchigen wohl auf diese Anrede geantwor-

tet? Hätten sie ihm nicht den Kopf eingeschlagen von Rechtes wegen, wenn sie auch Rousseaus Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen nicht gelesen hätten?

§. 13.

Alles Privateigenthum ist eine Parzelle des Gemeingutes, dessen ausschließlicher Besitz durch Gesetz oder Vertrag dem Privaten zugesichert ist. Durch das Gesetz, und nur durch das Gesetz entstund Privat-Eigenthum. Durch das Gesetz kann es modifizirt werden. Die Wehen, über welche Rousseau klagt, und welche die bürgerliche Gesellschaft zu Grunde richten, entstehen nicht aus der Theilung des Gemein-Gutes, sondern daher, daß die Theile nach und nach in wenige Hände zusammensintern. In den Maaßregeln, welche der vorsichtige Gesetzgeber nahm, um dieses zu verhüten, zeigt sich seine Weisheit; und schon aus diesem Theile des Mosaischen Gesetzes erkennen wir

wie weit Moses in der Gesetzgebungs Kunst unsere heutigen Politiker und Gesetz-Fabrikanten hinter sich läßt. Er flößte dem Juden ein National point d'honneur ein, das väterliche von seinen Ahnen abgestammte Erbtheil bey seiner Familie zu erhalten. Lange nach Moses vertheidigte Naboth seinen Weingarten gegen den König Achab mit seinem Leben. Moses verfügte ferner, daß das verkaufte, oder verpfändete Gut nach 50 Jahren frey und frank an die Abstämmlinge des Verkäufers zurückfallen sollten. Dadurch verhütete er die Anhäufung des Grund-Eigenthums in wenigen Händen, und die Entstehung der so gefährlichen Sansculottes, jener Hefe der bürgerlichen Gesellschaft, deren schreckliche Gährungen immer dem Staate, und jeder Constitution den Untergang drohet.

In Sparta waren die Reichen und die Armen auf dem Punkte einander die Hälse

zu brechen. Likurg, vom königlichen Stamm trat dazwischen, und es gelang ihm die Streitenden zu bewegen alles Privat-Grund-Eigenthum zusammenzuwerfen, und gleich zu vertheilen; auch setzte er dem Luxus enge Schranken. Er vertheilte das eingeworfene Gut in 40000 Loose, und keine Familie sollte mehr als ein Loos besitzen. So lang diese Gesetze beobachtet wurden, blieb Sparta unter der Regierung zweyer konstitutionellen Könige frey und mächtig. Allein mit dem Laufe der Zeit sinterten die 40000 Loose in 700 Hände zusammen. Die Reichen ermordeten die Könige Agis und Cleomenes, welche die likurgischen Gesetze repristiniren wollten, und Sparta fiel.

Die Competenz des römischen Bürgers war 7 Jauchert Feld, die der Patrizier in eigener hoher Person bauete. Vom Pfluge wurde er oft an die Spitze des Senates und

der Armee gerufen. Allein durch den Krieg wurden große Felder den Nachbarn abgejagt, und vertheilt. Die Reichen kauften den Aermern ihren Theil ab, und kamen dadurch bald in den Besitz ganz ungeheurer Strecken Landes, während Bürger dem Tausende nach zu Proletariern (Sansculottes) verarmten. Das Licinische Gesetz setzte der Habsucht Schranken, und verboth, daß irgend ein Bürger mehr als 500 Jaucherte Feld besitzen sollte. Es wurde eludirt, und das Uebel wuchs so schnell und in so hohem Grade, daß es Rom seinen Untergang drohete. Die Grachen stemmten sich dem Uebel mit Heldenmuth entgegen, und wurden von den unersättlichen Patriziern erschlagen. Die Zahl der zahllosen Sansculottes gewann die Oberhand. Durch sie wurde Cäsar Diktator und die Republik fiel. Unter seinem Nachfolger dem Kaiser August waren die vormals

so tapfern Patrizier so ausgeartet, daß als die Germaner die römischen Legionen unter Varus zusammenhieben, und August dieselben zu Kriegsdiensten auffoderte, sie sich die Daumen abhieben. Erst vor Kurzem las man in den Zeitungen, daß auch der österreichische Adel persönliche Kriegsdienste verweigere.

Englands gefährliche Lage rühret größtentheils von dem Mißverhältniße der Grund-Besitzungen und der ungeheuer schnell anwachsenden Zahl seiner Armen her, die sich täglich vermehren, während die kleineren Grund-Eigenthümer abnehmen, und nach Amerika auswandern. Dennoch hörte man in der Versammlung des Gesetzgeber Frankreichs bey Gelegenheit des Wahl-Gesetzes der Deputirten, von der Majorität behaupten, es sey nothwendig die Consolidirung des Grund-Eigenthums zu begünstigen, und Frankreich

zu aristokratisiren, das ist die Zahl der Proletarier und Ohnehosen zu vermehren.

§. 14.

Die alten Gesetzgeber müssen wirklich von den Göttern inspiriret, oder durch schwer zu erlangende Erfahrungs-Weisheit geleitet worden seyn, denn sie wußten bestimmt, an welchem Orte sich das Verderben einschleicht, und dort baueten sie vor; allein unsere Politiker scheinen zu fürchten ihr Staat dürfte nicht früh genug seines natürlichen Todes sterben, und begünstigen alle Anstalten, welche seinen Untergang befördern können. Dank den Vorschritten ihrer weisen Anstalten, haben wir zweyerley Grund-Eigenthümer; die wahren, welche wirklich die eigenen Felder bauen, und die Nominal-Eigenthümer, welche ihre Felder durch andere bauen lassen, und ohne Arbeit ärndten. Dieses Nominal-Eigenthum entstehet durch

den Schacher = Gewinn der Städter. In der Schweiz zahlt der Bauer keine Steuern, aber steht sich darum doch nicht besser als der Deutsche der Steuern bezahlt, denn er muß an Zinsen, und Pacht so viel an den Zürcher Krämer bezahlen, daß er bey vieler Arbeit beynah Hungers stirbt. Kurz vor der französischen Revolution gehörten fast ganz Elsaß, deutsch Lothringen, und Franche Comté den Juden. Dieses Drohnen = Eigenthum ist nun dasjenige was unsere Weisen begünstigen; dem wahren Eigenthume arbeiten sie entgegen, suchen die Parzellen desselben zu consolidiren, und scheinen zu wünschen, daß die Consolidation wie zu der Römer Zeiten vorschreite, wo einzelne Bürger ganze Provinzen zu ihrem Eigenthume zählten. Die französische Revolution hat viel Blut gekostet; aber die Verstücklung der ungeheuren Besitzungen des Adels und

der Geistlichkeit war für den Staat von nicht zu berechnendem Vortheile. Diesen Vortheil suchen die Minister der Nation zu entziehen, weil alle diese kleineren Grundbesitzer unbestechliche Verfechter der Charte sind. Ihnen sucht man ihr Stimmrecht bey der Wahl der Deputirten zu beschneiden, die Guts-Parzellen zu großen Landgütern zu consolidiren. Das nennen sie die Verfassung aristokratisiren. In Folge dieser Verfügungen dürften wohl in wenigen Jahren ganze Distrikte Familien-Fideicomisse seyn, und Frankreich sehr bald wieder auf den Punkt kommen, wo England ist, an den Rand des Verderbens. Dieses hochgepriesene England ist die Statue Nabukadnezars, ein Klumpen von Dreck und Gold, den ein Stein zertrümmern wird. Dort ist nicht nur alles Grund-Eigenthum in äußerst wenigen Händen. Der Ackersmann findet keine

Güter zu pachten. Der Viehhändler pachtet ganze Fluren, uud treibt ihn nach Amerika.

§. 15.

In der französischen National-Versammlung wurde von den Jakobinern vorgeschlagen die Grundbesitzungen zu maximiren. Dieses wäre ein sehr weises Gesetz gewesen, dessen Nuzen, ja Nothwendigkeit, göttliche und menschliche Gesetzgeber eingesehen hatten, aber da setzten sich die honnêtes Gens mit solcher Anstrengung dagegen, daß die Jakobiner ihr Liziniſches Gesetz nicht durchsetzen konnten. Die Tyranney des Robespierre ertrugen sie mehrere Jahre geduldig, aber als er der Habsucht Schranken setzen wollte, da stemmten sie sich mit aller Kraft entgegen. So ließen sich die Engländer von Heinrich dem 8ten metzgen, und wie Hunde behandeln, aber als er ihnen an den Beutel griff, so verstunden sie keinen Spaß, und ließen

sich keinen Pfenning abtrotzen. Was ist die Folge dieser unklugen Unbeschränktheit der Habsucht, dieser unpolitischen Concentrirung des Eigenthums? Die Mastung der Drohnen; der Untergang der Bienen. Die Bereicherung der Städte, die Verarmung des Landmanns. Die nothwendigste Classe der Nation, welche in allen Ländern, wo die Gesetzgeber gesunden Menschen = Verstand haben, auch die geachtetste war, und in China, Japan, noch ist, wird zum Vieh, zum weissen Neger herabgewürdiget, und aller Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft beraubt, die sie durch seine Arbeit nährt, durch ihren nervigten Arm vertheidiget. Die Bürden, die man ihr auflastet, merkt man ihr wohl an. Schlecht gekleidet, schlecht genähret, gleichen ihre Hütten mehr Viehställen als Menschen-Wohnungen. Roheit ohne Kraft ist in vielen Gegenden, die ich durchreisete, charak-

teristisch. Jünglinge von 18 Jahren sind noch nicht zu Kriegsdiensten tauglich. Kein bey guter hinreichender Nahrung aufblühendes Kind ergötzt das Auge. Ihr Vieh, und ihre Jugend sind gleich mager, und kraftlos. Da rein nichts für ihre Bildung geschieht, und sie zwar die Schulen der Städter bezahlen muß, aber selbst keine hat (auch wohl an einigen Orten der Schweinhirt im Winter Schule hält,) so scheint es, daß man sie geflissentlich zum Vieh herabwürdige, damit sie mit Heu vorlieb nehme. Im englischen Parlamente, als über das Verboth des Negerhandels deliberiret wurde, schilderte Wilberforce mit Kraft die gräulichen Mißhandlungen der Neger in den Colonien, und ihr namenloses Elend auf der Reise und in den Pflanzungen, wo sie bey übermäßiger Arbeit elender Nahrung unter der Geisel des Bomba schnell verschmachten. Possen! rief

ein Deputirter, geht nach Deutschland, untersuchet wie dort der Bauer lebt, wie er dort behandelt wird, und ob er nicht den Neger zu beneiden Ursache hätte . . . Er hätte nicht nach Deutschland zu schauen gebraucht; er hätte nur nach Irrland die Augen wenden dürfen, um sein Aug an Menschen=Elende zu weiden. Leider, sprach er aber nicht unwahr in Beziehung auf einen großen Theil von Deutschland.

§. 16.

War es immer so? Gott behüte! In diesem Punkte hat das Mittelalter vor dem gegenwärtigen einen großen Vorzug. Auch damals mußte wohl der Bauer den gnädigen Herrn vollauf füttern, aber es gab keinen Luxus; man begnügte sich mit reichlicher aber gemeiner Kost. Die eiserne Kleidung dauerte lang. Die Wohnung war dürftig meublirt. Da hatten also der Bauer und der Herr

vollauf, weil jeder sich mit dem nothwendigen begnügte. Der Luxus verdarb alles. Er fieng in den durch Handlung und Gewerbe reich gewordenen Städten an. Der Bürger führte einen Staat, der die Begehrlichkeit des Ritters reizte, seinen Neid erweckte. Er wollte es dem Bürger nachthun, aber er hatte kein Geld. Er legte sich auf den Strassenraub, und plünderte die vorüberziehenden Kaufleute. Als dieses nicht mehr angieng, richteten sich seine Finanz-Spekulationen gegen die Bauern, die in seiner Nachbarschaft lebten, und saugte sie bis aufs Mark aus. Daher die zwey schrecklichen Bauern Kriege, welche nahe daran waren, dem Adel ein Ende zu machen.

§. 17.

Der Aufenhalt auf dem Lande war auch nicht so langweilig als heut zu Tage, wo der reiche Nominal-Eigenthümer in die Städte

zog, und die Bewirthschaftung Verwaltern überließ. Das Landvolk hatte viele festliche Spiele, deren Andenken sich erhalten hat, als der Eselritt zu Ostern, der Pfingstlümmel, das Johannes-Feuer, die Kirmesse 2c. Gymnastische Uebungen, das Schwingen 2c. hat sich noch in einigen Gegenden erhalten. Heut zu Tage sind unter dem Vorwand getriebenen Mißbrauchs alle diese Feste abgestellt worden, und die Vergnügungen des Landmannes auf den Bierkrug reduzirt. Das Schloß des Gutsherrn war, ausser den Klöstern, die einzige Erziehungs-Anstalt. Es war Vortheil und Ehre dabey unter das Schloß-Gesind aufgenommen zu werden; und die Jugend diente gerne ohne Lohn. Als aber der Herr seine Burg verließ, so blieb die knechtische Last unter der Benennung Waisen Dienst Jahre, und wurde von allen gefodert, die auch keine Waisen waren; aber der Vortheil

dieser Dienste als Erziehungs-Anstalt fiel weg. Der Besitz und das Eigenthum wurde getrennt. Was heut zu Tage Eigenthum heißt; ist das Recht die Leute, welche in einem gewissen Distrikte wohnen, und das Feld bauen, durch sogenannte Beamte bis aufs Blut melken zu lassen, und das Ausgepreßte in Städten zu verprassen.

§. 18.

Wie die bestehenden Verhältnisse zwischen den sogenannten Herren und Unterthanen entstanden seyen, ist es nicht wohl möglich im Allgemeinen nachzuweisen. Unwidersprechlich ist die fast allgemeine Feudal-Verfassung das Fundament derselben. Die Regenten vertheilten Länder unter der Bedingung auf Anforderung Kriegsdienste dafür zu leisten. Ein solches Gut nannte man ein Lehen. Die Lehensleute stunden unter der Anführung von Offizieren, die den Titel von

Markgrafen, Herzoge rc. führten; die Justiz-pflege wurde Grafen, Abgeordneten (Missis dominicis), die im Lande herumzogen, anvertraut. Auch diese wurden mit Grundstüken salarirt, weil man wenig Geld hatte. Diese Besitzungen waren also der Sold von eigentlichen Aemtern, die der König nach Belieben vergab, und die ihrer Natur nach nicht erblich seyn sollten. Die Krone selbst war nicht erblich, und die Wahl des Königs geschah gerade wie in Pohlen vor der Theilung dieses Landes; nur nicht so stürmisch, weil sich die vermittelnden benachbarten Mächte, die Mitglieder der heiligen Allianz nicht einmischten. Allein der königliche Vater wünschte seine Krone auf seinen Sohn zu übertragen, die großen Lehenleute hatten großen Einfluß auf die Wahl. Der König mußte sich also wohl bequemen, ihnen zu bewilligen, was er von ihnen verlangte, und

ihren Söhnen die Nachfolge in des Vaters-Amt gewähren. Da nun dieser Fall oft eintrat, so wurde die Erbfolge in den Aemtern herkömmlich.

§. 19.

Die auf dem Lehen haftenden Dienste wurden zwar fortgeleistet, aber eine Armee von solchen Kriegern, war bald gar nicht brauchbar. Sie blieben nur 6 Wochen im Felde, und zogen dann ohne Urlaub nach Häuse; an Gehorsam und Subordination war nicht zu denken; der mit Eisen bedeckte Ritter war zwar Hieb und Stichfest, aber unbeholfen, und wegen Mangel an Zusammübung gar nicht brauchbar. Die Schweizer Bauern schlugen sie mit ihren Treschflegeln dem Tausende nach todt. Zehn Tausend Hussitische Bauern schlugen die ganze Reichs-Armee (150000 Mann) beym ersten Ansatze in die Flucht. Einige Tausend englische Bogenschü-

tzen warfen die ganze französische Ritterschaft bei Poitirs über den Haufen, und machten den König Johann zum Gefangenen. Als nun gar das Feuer-Gewehr im Kriege allgemeiner wurde, da änderte sich die ganze Taktik vom Grunde aus. Die Infanterie wurde die Hauptwaffe, und die geharnischte Cavallerie verlor ihr vormaliges Uebergewicht. Der Lehensmann wollte nicht zu Fuß dienen, und blieb zu Hause. Der Kriegsdienst mußte auf Bürger und Bauern übertragen werden, denen man auch noch den Sold und den Unterhalt der Angeworbenen auflastete. Der Adel that keine Dienste mehr, behielt aber die Lehnung, (das Lehen), und trat er auch in die neu organisirten Armeen, so foderte er neuen Sold, und machte Anspruch auf alle Befehlshaber-Stellen. Die Lehen wurden beinah allenthalben Privateigenthum, und wurden dem Staate entzogen.

Zur Zeit des großen Interregnums gab es in Deutschland eben so wenig ein Grundeigenthum als in Arabien. Die vormaligen Gauen waren weiter nichts mehr als Distrikte, binnen welcher ein Deutscher auf einem Bergschlosse wohnender Scheik, jagen, die Bauern, und vorbeiziehenden Krämer privative plündern durften, wenn die Geplünderten nicht widerstunden. Viele Ritter lebten ganz eigentlich vom Strassenraube; das nannten sie vom Sattel leben. Als Kaiser Rudolph diesen Segnungen des Mittel-Alters Schranken zu setzen sich bemühete, so fand er Widerstand; und er ließ 26 solche Raubritter an einem Tage in Erfurt aufknüpfen. Hätte das Interregnum etwas länger gedauert, so wäre die Praktik der Räuberey ein Reichs-Herkommen geworden, und das Jus latrocinandi zum Ausflusse der Landeshoheit potenzirt worden; gerade wie in Ara-

bien, wo der Scheik die Brandschatzung der Caravanen, als ein Souverainitäts-Recht anspricht. In Deutschland ist von diesem Rechte nichts übrig geblieben als Zölle und Geleit, als ein Surrogat, das die Fürsten des heiligen Bundes im ersten Jubel über Napoleons Sturz zu mässigen versprachen; aber als der Freudenrausch verraucht war, blieb es beim Alten.

Unsere Gesetzgebende Weisheit ist noch so jung, daß erst in den letzteren Zeiten bemerkt wurde, wie nachtheilig das Zusammenschmelzen des Eigenthums in wenige Hände dem Staate sey. Doch ich irre zum Theile; die Unersättlichkeit des Clerus brachte die Regenten und die Landstände dazu der Geistlichkeit ihre Bewerbungssucht zu beschränken, weil sie sonst nach wenigen Jahren Eigenthümer des ganzen Landes geworden wären. Wo keine Amortisations-Gesetze eingeführt

werden konnten, da gehöret wie in Spanien, Portugall ꝛc. das halbe Land der Kirche, die noch dazu wegen des Zehendrechtes ein Siebentheil des übrigen besitzt. Was in den Händen der Layen blieb, concentrirte sich täglich mehr als Mayorazgos in den Händen weniger adelichen Familien; und da auch dem Erbrechte keine Schranken gesetzt waren, so fielen 5 bis 6 Mayorazgos in eine Hand zusammen, und einzelne Adeliche die Herzogen von Medina Sidonia besaßen ungeheure Distrikte. Die Besitzungen mancher Adelichen (der Herzogen von Albuquerque) in Amerika waren größer als gar manche europäische Königreiche. Spaniens fruchtbare Felder waren Einöden, auf denen halbverhungerte Hidalgos bettelten, und von der Kloster-Suppe lebten; dasselbe hat nun im reichen (eigentlichen) England statt, wo 2 Millionen Menschen vom Almosen leben,

und eben so viele in Fabriken verkrüppeln. Fast ganz England ist eine Viehweide geworden.

§. 20.

Aus den Verhandlungen der französischen National-Versammlung (1819) erkennt man den Geist der Ultra, welche dem Staat die Wohlthat der Gutes-Verstücklung mißgönnen, und durch Centralisirung des Eigenthums den Staat zu aristokratisiren bemühet sind.

Das sogenannte Jus retractus, das unsere gesetzgebende Weisheit auch aufgehoben hat, war auch eine sehr kluge Maaßregel, um das Zusammensintern des Eigenthums zu verhüten. Durch dieses erwehrte sich die Reichsritterschaft manche Jahre der Rapazität der mächtigeren Reichsfürsten. Auch in Ungarn ist das Jus retractus das Palladium des Adels, daß ihnen die Oesterreichische Regierung durch Einführung von

Hypotheken-Büchern vergeblich zu entreissen gesucht hat. Dennoch ist dort die Justizpflege so äußerst elend, daß 4 bis 5 Familien weit mehr als die Hälfte des ganzen Königreichs besitzen.

Unsere Gesetzmacher scheinen gar nicht zu ahnen, welche die Tendenz dieses Gesetzes seyn dürfte, wie erwünscht es wäre, daß der reiche Eigenthümer wirklicher Besitzer seines Grund und Bodens sey, und ihm verwehrt werde, über 20 verschiedene Provinzen seine habgierige Hand auszustrecken, das ausgesaugte Mark derselben in irgend einer Hauptstadt verdaue. Allein gerade dieses Verderben des Landes bezweckt die Weisheit unserer Politiker. Sie glauben wie klug und fein ihre Anstalten seyen, durch welche sie alle großen Gutsbesitzer in die Städte locken. Zu diesem Behufe häufen sie daselbst alle Produkte der Kunst und des Luxus auf;

concentriren daselbst alle Unterrichts=Anstalten. Das Land wird zu einer Einöde, dem Landbewohner werden alle gesellschaftlichen Freuden entzogen. Er muß die Vergnügungen, den Unterricht der Städter bezahlen. Bey ihm mag der Schweinhirt Schullehrer seyn; und hat er Langeweile, so mag er sich an eckelhaften oft vergifteten Getränken, das der gnädige Herr Bier nennt, um Verstand und Leben saufen.

§. 21.

Mit der Zusammenschmelzung des Eigenthums, erwiedert man, hat es bey uns keine Noth. Wir brauchen also keine Gesetze um sie zu verhüten. Augenblicklich eben nicht; aber itzt, wo die Juden Staatsbürger sind, und mit den Christen gleiche Rechte haben, möchte ich nicht verbürgen, daß nicht in wenigen Jahren Baiern den Juden zugehören werde, wie wenige Jahre vor der

Revolution Elsas, Lothringen, und die Grafschaft Burgund denselben zugehörten. Gäbe man sich die Mühe den Werth alles Grundeigenthums zu berechnen, und den Betrag aller darauf haftenden Schulden zu erheben, so würde man finden, daß eben kein unermeßlicher Reichthum nothwendig wäre, um durch Geld und Credit halb Baiern zusamm zu kaufen, und daß eine Gesellschaft reicher Juden dem Unternehmen wohl gewachsen wäre. Es wird an einer Hypotheken-Anstalt gearbeitet, und ganz Israel hofft, daß sie bey der nächsten Stände-Versammlung werde durchgesetzt werden. Gelingt diese Spekulation, so kommen eine Menge verschuldeter Guts-Eigenthümer auf die Gant. Nur die Juden haben Geld, und die Güter werden spottwohlfeil werden. Vermuthlich werden aber die Juden ihre Convenienz besser dabey finden als Gläubiger zu handeln, als

sich mit Grund = Eigenthume zu belasten. Wer ihnen schuldig ist, steht in ihrer Gewalt, und muß nach ihrer Pfeife tanzen. Wo National = Repräsentanten zu wählen sind, da werden sie die Wahlen nach Belieben leiten, und es wird ihnen ein Leichtes seyn, eine entscheidende Majorität in der Kammer der Deputirten zu erringen. Im Reichsrathe — .! Philipp, Alexanders Vater, sagte, jede Stadt könne eingenommen werden, wenn man ein mit Gold beladenes Kameel hineinbringen könne. Durch philantropische Apophtegmen und 400000 Gulden geblendet, hat der Großherzog von Frankfurt diese Stadt zur Hauptstadt des deutschen Palästina erhoben. So schändlich, widerrechtlich, unpolitisch auch dieser Handel war, so fand er, und findet noch Protektoren unter den Mächtigen der Erde, welche alle Lutheraner ꝛc. bekehren oder ausrotten möchten, aber die intimsten

Freunde, die entschiedentsten Gönner deren sind, die Christum gekreuziget haben, und es ist lange nicht ausgemacht, daß wir nicht ehester Tagen einen Israeliten als Bürgermeister von Frankfurt zu veneriren haben werden. Ich lebe vielleicht lange genug um einige in unserem Reichsrathe auf den Stühlen der Preisinger, der Törringer ꝛc., deren Güter sie erschachert haben werden, sitzen zu sehen. . . Nein! sie müssen Christen seyn! . . Possen! der neue Sanhedrin, der sich nach dem Muster der bekannten Adelskette gebildet haben soll, wird wohl auch aus politischen Gründen eben so zu dispensiren wissen, wie der berichtigte Herr von Haller dispensiret, und zu einem Meineide autorisirt worden ist. In hundert Jahren haben wir vielleicht Könige, die ihre Genealogie auf Abraham und Isaak zurück führen. Wir werden dann alle unsere Vorhaut aufopfern, oder

dem auserwählten Volke als Gabaoniten dienen müssen. Da wird das hohe Lied Salamons von Hebräischen Roßinis in Musik gesetzt bey der Vermählung unserer Prinzen gesungen werden. Unsere Hirams werden sich beeilen einen Prachttempel aufzuführen, in welchem das dankbare Israel dem mächtigen Protektor der Frankfurter-Judenschaft zwar keine Bild-, aber eine Ehrensäule in Form eines Cherubins errichten wird. Vielleicht reklamiren wir dann vergeblich eine Toleranz, die wir mit so freygebiger Hand, aber doch, wie man sagt, nicht gratis spenden.

§. 22.

Was in der Zukunft, etwa nach Verlauf der 70 danielischen Wochen, geschehen wird, liegt uns nicht so nah als was itzt ist. Doch erinnere ich, daß meine Prophezeihungen das Eigenthümliche haben, daß sie frü-

her eintreffen, als der Prophet selbst erwartete. Was sich schreckliches im Anfange der Revolution zutrug, prophezeihete ich so bestimmt, und so laut, es traf alles so schnell zu, daß man mich behandelte, wie die Könige Israels die Propheten des Herrn. Ich prophezeihete, daß, ehe hundert Jahre verflossen seyn würden, die Russen nach Paris kommen würden; schon 8 Jahre darauf kamen sie dahin. Ich prophezeihete dem Herrn von Kotzebue ein nahes Grab als den Lohn seiner diplomatischen Arbeiten zum Verderben Deutschlands und zu Verläumdung seiner Schriftsteller. Zwey Jahre darauf fiel er durch den Dolch eines Fanatikers. Nichts ist dabey bewunderungswürdiger, als daß es Leute gibt, die nicht einsehen wollen, daß Feuer aufgeht, wenn man Stroh und glühende Kohlen in einen Topf thut. Der König von Spanien eilt mit ra-

schen Schritten dem unglücklichen Ludwig nach. Wenn man darauf studirte die zweckmässigsten Maaßregeln aufzufinden um die Religion verhaßt zu machen, so kann man sich viel Kopfbrechen ersparen; man braucht nur die Augen zu öffnen, und zu schauen was in entgegengesetzter Absicht veranstaltet wird; da wird man dann auch ohne Mühe und ohne Inspiration vorhersagen können, was erfolgen wird. Auch das kann ich vorhersagen, daß so offenbar es auch ist, daß durch die Conzentration des Eigenthums England an den Rand des Abgrundes geführet worden ist, und die französischen Ultra durch dieselbe Frankreich dahin zu führen bemühet sind: so wird doch nichts geschehen, um zu verhüten, daß das Geld Interesse (moncy'd Interest) das Land Interesse (landes Interest) verschlinge, und mit demselben zu Grunde gehe.

§. 23.

Horaz besang das Glück des Mannes, der ferne vom Gewühle der Geschäfte mit eigenen Ochsen sein väterliches Feld bauete... Zu seiner Zeit mag also das Gewerbe des Ackermanns noch nicht das beschwerlichste, und verachtetste aller Gewerbe gewesen seyn, auf dem alle Lasten des Staates schwer aufliegen, und für den der Staat rein nichts thut. Dennoch hatte auch schon damals der Landmann seine große Noth, denn kein Landmann war einen Augenblick sicher, daß nicht ein Centurio ihm einen Befehl vom allermächtigsten Triumvir brachte, die Rura paterna, und die proprios boves dem Ueberbringer gratis zu überlassen. So ergiengs dem Dichter Virgil. Indessen ließ man doch dem ausquartirten Eigenthümer die Freiheit zu betteln, wo er wollte, und sich wo er wollte als Knecht verdingen. So gnädig

und menschenfreundlich werden nicht alle Geplünderten von ihren Plünderern behandelt. Im Norden von Deutschland lebten die Ehsten, die Lieven. Heut zu Tage unter dem Russischen Scepter, vormals ein freies arbeitsames Volk, an dem weiter nichts zu tadeln war, als daß sie nicht getauft waren, und also keine Ansprüche auf die ewige Seligkeit hatten, welche die christliche Religion den Gläubigen in jener Welt zusichert. Die römische Curia beschloß, daß sie dieser Seligkeit theilhaftig gemacht werden sollen. Sie schickte Missionärs dahin, welche aber mit Protest von diesen Heiden zurückgesendet wurden, wie die russischen Bothschafter und Handelsleute von den Japanern. Nun ist der auffallende Unterschied zwischen den zeitlichen und ewigen Gütern, daß man die ersten nie irgend jemanden aufdringt, die letzteren aber dringt man leider gar zu gerne

denen, welche sie nicht annehmen wollen, mit Feuer und Schwerdt auf; und die römische Curie des Mittelalters gieng hiebei noch unbarmherziger zu Werke als Machomet und seine Nachfolger, welche von den Unglaubigen nicht Religions-Aenderung, sondern nur Tribut fodern.

§. 24.

Gegen die Unglaubigen wurde ein Kreuzzug gepredigt. Die Deutschen in Eisen eingenähten Schwerdt-Ritter wurden der schlechtbewaffneten Landleute leicht Meister. Sie hieben die Hälfte der Inwohner nieder, eigneten sich alle Felder zu, und die vormaligen Eigenthümer wurden die bemitleidenswürdigsten Sklaven dieser benedizirten Räuber. Ihr Elend war so groß, daß sich der Erzbischof von Riga, und die Geistlichkeit ihrer erbarmte, allein der Großmeister und seine Ritter griffen zum Schwerdt, und sieg-

ten. So dauerte es fort bis in die neueren Zeiten, wo das einstimmige Klagegeschrei patriotischer deutscher Schriftsteller bis zu Alexanders Ohren gelang. Es war ihm Ernst zu helfen: Er befahl! Aber weiß er nicht, daß der Despot alles kann, nur nicht Gutes, und bleibend Gutes stiften? zerstören, verheeren, erobern kann er; dazu bieten ihm Tausende ihre Arme. Millionen von Franzosen eileten Siege für Napoleon zu erfechten. Die bürgerliche Ordnung durch eine bleibende Constitution fest zu begründen, seinen Thron auf feste Fundamente zu erbauen. . . . das konnte er nicht. Alexanders Befehlen gehorchte man zum Scheine. Man gieng von dem Grundsatze aus, daß die Felder, welche der Leibeigene bauete, sein ganzes Haab, und seine Person dem Grundherrn zugehören. Quo jure, haben wir gesehen. Aus Großmuth schenke ihm

der Herr das Eigenthum seiner Person; alles übrige behalte der Herr. Er sey frey und könne, an wen er wolle, seine Dienste vermiethen, aber er dürfe nicht aus dem Distrikte, und noch weniger aus der Provinz.... Kurz! alles ist so eingerichtet, daß der Bauer alleruntertkänigst bittet, man möchte ihm seine Freiheit nehmen, weil er sonst Hunger sterben müßte. Guter Kaiser! Sie täuschen dich, die, welchen du die Ausführung deiner menschenfreundlichen Pläne anvertrauest. In Zeitungen lassen sie deine Wohlthaten durch feile Skribler ausposaunen. Im Stillen freuen sie sich über die Anstelligkeit, mit welcher sie deine Pläne vereiteln. Was du ausführen wolltest, hat auch Joseph II. versuchet. Er wollte die böhmischen Bauern frei machen, und unter Bedingnissen die Leibeigenschaft aufheben. Die Bauern weigerten sich hartnäckig die Freiheit anzu-

nehmen. Sie wurden geprügelt, und beharrten bei ihrer Weigerung. Dieses ist der Fluch, den Gott über die Despoten ausgesprochen hat, die sich seine Allmacht anmassen, ungeachtet sie wohl wissen, daß sie nicht seine Weisheit und seine Allwissenheit haben. Jammer und Elend können sie über die Welt verbreiten, aber durch keine permanirende Wohlthat die Menschheit beglücken. Was ihr guter Wille bauet, zerstöhret die Laune ihres Nachfolgers, die Bosheit, die Arglist eines Schreibers.

§. 25.

Als nach dem Ausbruche der spanischen Revolution der spanische Bothschafter dem Kaiser Franz die Aenderung der dortigen Regierungs-Form ankündigte, soll der Kaiser demselben seinen Widerwillen gegen alle Constitutionen eröffnet, und ihm gesagt haben: die Wohlthaten, welche er seinen Völkern

erweisen wolle, wolle er ihnen selbst erweisen, und bedürfe keiner Helfer und ungebetener Rathgeber. Nun habe ich von dem guten Willen dieses Monarchen, seines Hasses gegen Gelehrte, und seine Patrozinanz der Jesuiten ungeachtet sehr hohe Begriffe; aber noch dato ist von seinen wohlthätigen Anstalten durch die sonst so geschwäzige Fama im Auslande nichts bekannt worden; und was dennoch etwa geschehen ist, oder noch geschehen wird, dem wird er wohl selbst keine größere Dauer versprechen, als den vielen auch auf das Wohl Oesterreichs berechneten Anstalten seines Oheims, dessen Bildsäule zum großen Aergernisse aller Obskuranten zwar noch stehet, aber von allen Servilen und Türkenfreunden angespukt wird. Auf der Spitze eines Schwerdtes läßt sich keine Pyramide aufführen. Was der Despotismus bauet, bauet er auf Sand und Menschenknochen. Die

Betrachtung, daß der Despot nicht unsterblich, nicht unverwundbar ist, und daß eine Offizier=Schärpfe allem Jammer ein Ende macht, ist Ursache, daß man sich geduldet; aber sobald er todt ist, eilt man alles zu zerstören, was seinen Namen trägt. Von allen Gesetzen Josephs bestehet keines mehr.

Man blicke auf Constantinopel. Da kann der Padischach jedem Rechtglaubigen, und Giauer den Kopf absäbeln lassen, aber irgend eine zum Wohle des Reichs gedeihende Anstalt ausführen, das kann er nicht. Der Versuch das Europäische Exercitium einzuführen kostete dem Sultan Selim das Leben. Den Griechen Gewissensfreiheit, Sicherheit ihres Lebens und Vermögens garantiren; das kann kein türkischer Kaiser. Der Despotismus bestialisiret die Menschen, und bringt sie so tief herab, daß den trefflichsten Regenten unmöglich wird, mit solchen herab=

gewürdigten zweibeinigten, und federlosen Animalien das sinkende Reich zu retten. In den letzten Jahren vor dem Untergange des abendländischen Reiches kamen tapfere, und vortreffliche Regenten auf den Thron zu sitzen, aber es fehlte ihnen an Werkzeugen, und man ließ ihnen keine Zeit welche zu bilden. Niemand ist ohnmächtiger, als ein Allmächtiger, wenn er Gutes stiften will. Das türkische Reich rettet kein Gott, geschweige der brittische Krämer und der österreichische Beobachter.

§. 26.

Als die Frau von Stael auf ihrer Flucht aus Frankreich nach Moskau kam, äusserte der Kaiser Alexander gegen sie sein Bedauren, daß seine Russen für eine Constitution nicht reif seyen. Ihr moralischer Charakter, erwiederte die Frau von Stael, ist für ihre Unterthanen ein reichlicher Ersatz für die Entbeh-

rung dieser Segnung . . . Auf jeden Fall, versetzte der Kaiser, doch nur so lange ich lebe.

Es macht Alexandern Ehre, daß er nicht, wie seine hohen Allirten ein Feind gesetzlicher Regierungsformen ist. Aber warum ließ er sich bereden, daß seine Russen für eine Constitution nicht reif seyen? Waren die Juden, denen Moses ein Gesetz gab, welches sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, waren die Neger von San Domingo, die sich in wenigen Jahren zu einem mächtigen Staat organisiret haben, reifer als seine Russen? Nach dem Urtheile der Servilen sind die Nationen nie reif, werden nie großjährig, weil sie nach den Sporteln der Curatel, die sie dem Regenten abbetteln, lüstern sind. Sein gutes Herz mag ihn getäuscht haben, wenn er wähnte, daß sein Lebenlang sein moralischer Charakter den Russen den Man-

gel einer Constitution ersetzen könnte. Er entwerfe die menschenfreundlichsten Pläne; wen kann er zur Ausführung brauchen? die, welche seinen Thron umgeben, gerade die welche das größte Interesse bey der Fürdauer der schreyendsten Mißbrauche haben? Wer wacht über die Ausführung seiner Anstalten, die Befolgung seiner Ukasen, wenn die Presse gefesselt ist? Was hat es bewirkt? Er wollte zwey unterdrückte Sklaven-Nationen frey machen; er hat sie in Sansculottes verwandelt, die ihrem vermeintlichen Wohlthäter fluchen. Er schmeichle sich ja nicht mächtiger zu seyn als eine große vom Enthusiasmus begeisterte Nation, als Gottes Wort, und sein Gesetz. Die Habsucht ist mächtiger, und trotzt dem Tode am Galgen, um ihren ungerechten Mamon zu erhalten. Er durchblättere die Geschichte der Revolution in San Domingo.

§. 27.

Auf den Straßen von Paris wandeln ein paar tausend Müssiggänger die vom Staatsallmosen leben; die ausgetriebenen Pflanzer von San Domingo. Ihre Pensionen betragen jährlich 2 Millionen. Ihre Ansprüche hierauf gründen sich auf die Betrachtung, daß, da das Gesetz der Aufhebung der Sklaverey der Neger an der Verarmung des Herrn schuld sey, der Staat schuldig sey, sie zu ernähren. Sie leben in der stäten Hoffnung, daß demnächst auch in Hayti eine Restauration statt haben, und sie die Süßigkeit der Rache schmecken werden. Bey weitem die meisten Schriftsteller beschuldigen die National-Versammlung, daß sie im Rausche des Philantropismus die Sklaverey aufgehoben habe. So unverschämt sind sie nicht, daß sie behaupteten, es sey ungerecht, aber unpolitisch sey es; und habe die gräulichsten

Metzgereyen, und den Verlust dieser schönen Colonie verursachet. — Nicht das Gesetz, aber wohl die strafbare und unbesonnene Rebellion der Weißen gegen dieses gerechte Gesetz ist an allem Unheile schuld. Ein Deputirter der Pflanzer, und ein Mitglied der National-Versammlung begegneten einander; der Deputirte glühend vor Zorn.

Dep. Wir reisen morgen ab.

Mitgl. Warum so schnell? wartet das Resultat der Deliberationen ab. Man hat Modificationen vorgeschlagen.

Dep. (schlägt mit der Hand an den Degen) dieser da wird modifiziren. Euch ist es nicht genug, daß ihr uns ruiniret. Auch euren Spott sollen wir ertragen. Blut soll in Strömen fließen!

Mitgl. Wer spotet eurer. In der Versammlung gieng es verdammt ernsthaft zu.

Dep. Wir kommen von der Prinzessin

Elisabeth. Sie empfieng uns sehr gnädig. Nach einigen Reden und Widerreden zeigte sich, daß sie uns für Deputirte der Neger hielt. Aber laßt uns nur die Heimath erreichen, so werden wir euch bald zeigen, daß wir nicht eure Neger sind, und unser Eigenthum zu vertheidigen wissen.

Mitgl. Euer Eigenthum hat man nicht beeinträchtiget.

Dep. Sind meine Neger nicht mein Eigenthum? Garantirt nicht der code noir meine Rechte?

Mitgl. Wer gab dieses Gesetz? . . Ludwig der XIV? Je nun Ludwig der XVI. wird den Ruhm haben, es aufgehoben zu haben.

Dep. Ludwig der XVI.? gibt kein Allmosen von fremder Leute Hab und Gut.

Mitgl. Und sankzionirt noch weit weniger den Menschenraub, und alle die Gräuel, die ihr euch gegen eure schwarzen Brüder erlaubt.

Dep. Schwarze Brüder! wieder ein Lieblings-Ausdruck eurer philosophischen Diebssprache. Thiere die kaum menschliche Gestalt haben!

Mitgl. Glaubt ihr man wisse nicht, daß eure Negerschiffe die Schwarzen durch Salz, Musik, Geschenke an Bordt locken, und entführen. Vor wenigen Monaten lief im Cap ein solcher Menschenräuber ein, und ihr entzoget ihn mit Gewalt der strafenden Gerechtigkeit.

Dep. Der Capitän war mein Schwager. Er that nichts, als was die Engländer, Spanier, und alle den Negerhandel treibenden Nationen thun, was durch die Praxis des allgemeinen Handels und Völkerrechts autorisirt ist.

Mitgl. Ist es nicht etwa auch durch das Evangelium sankzionirt?

Dep. Wenigstens nicht verbothen.

Mitgl. Steht nicht geschrieben, du sollst nicht begehren deines nächsten Gut? und ihr glaubt, es sey erlaubt ihm das größte aller Güter, seine Freyheit zu rauben?

Dep. Dieses ist aus dem alten Testamente. Wir sind keine Juden. Wenn es unrecht, unchristlich wäre, hätte es der Pabst nicht längst verbothen? würden alle Christlichen und Catholischen Regierungen den Negerhandel begünstigen? würden sie zum Behufe desselben eigends schlechtes Pulver, schlechte Flinten, die beym ersten Schusse springen, fabriziren lassen, um die Neger zu betrügen? der Henker holle die philantropische Epidemie, die seit kurzem in euch gefahren ist. Sie geht so weit, daß ihr wohl gar die Neger mit dem Fleische der Weissen füttertet, wenn wir es angehen liessen.

Mitgl. Es wäre nur Vergeltungs-Recht. Indessen liefet ihr doch keine Gefahr, denn der Farbe nach . . .

Dep. Spottet nur; diese Spottereyen sollen euch theuer zu stehen kommen. Dermalen sucht ihr einen Ruhm darin, daß ihr fremdes Eigenthum verschenkt. Wie ganz anders würdet ihr sprechen, wenn ihr eine Plantation hättet!

Mitgl. Ich gewiß nicht. Ich hätte um das Verdienst geworben der erste zu seyn der dem Gesetze gehorchet. Freund! Ueberlege mit Unbefangenheit, ob wir das alte Gesetz bestehen lassen konnten? warum stund Frankreich gegen seine Regierung auf? weil es über die Tiranney seiner Beamten zu klagen Ursache hatte. Die Nation trägt uns auf eine auf Gerechtigkeit gegründete Verfassung zu entwerfen, und wir sollten unsere Mission damit anfangen, daß wir die empörendeste Ungerechtigkeit sanctioniren?

Dep. Um also gegen die Neger gerecht zu seyn, unterschreibt ihr das Todes-Urtheil aller Weissen? Sie sind wilde Thiere, zerreißt die Kette, an der sie gefesselt sind, und sie zerreissen uns.

Mitgl. Sie zerreissen euch nicht als ihr ihre Tyrannen, ihre Schinder waret; sie werden euch kein Leid thun, wenn ihr gegen sie gerecht seyn werdet. Ahmet dem Quäker Elenzar in den lettres du Cultivateur américain nach. Beym Gebete gab ihm der Geist ein; die Sklaverey der Neger sey ein himmelschreyendes Verbrechen; der Käufer ungerechten Guts sey ein grösserer Sünder als der Dieb. Tags darauf rief er alle seine Neger zusamm. Brüder, sprach er zu ihnen, ich war ungerecht gegen euch. Vergebt mir, damit auch Gott mir vergebe. Von heute an seyd ihr alle frey. Wollt ihr fortfahren mir zu helfen meine Felder zu bauen, so

sagt wie viel ihr Lohn fodert . . . da fielen diese schwarze Bestien auf ihre Knie, Thränen erstickten ihre Stimme. Wir bleiben, wie wir waren, riefen sie, du unser Vater, wir deine Kinder . . . und sie blieben bey ihm bis an seinen Tod . . .

Dep. Am Galgen. Der Präsident des Amerikanischen Congresses Hancok ließ ihn als Spion der Engländer hängen, weil er einige verirrte Engländer beherberget hatte. Du meinst also, wir sollen freywillig unsere Neger frey lassen, und wohl mit eigenen Händen unsere Felder bauen.

Mitgl. So wäret ihr doch zu etwas nütz, wenn ihr das Geschick dazu hättet. So würdet ihr Gottes Wort erfüllen, das dem Menschen befahl die Erde im Schweiße seines Angesichts zu bauen. Habt ihr etwa ein Privilegium exemptionis da oben zum Lohne eures Luderlebens erwirkt? giebt den Freyge=

lassenen Lohn, so werden eure Felder nicht veröden.

Dep. Aus deiner Rede sieht man, daß du vom Colonial=Handel nichts verstehest. Wenn wir Zucker mit freyen Handen bauen wollten, so käme uns das Pfund wohl um einen Sol höher zu stehen. Der freye Arbeiter nimmt nicht mit faulen Häringen vorlieb; er strengt sich nicht so an, weil er die Hundes=Peitsche nicht zu fürchten hat. Dieser ganze Handlungszweig, der allein 150 Millionen Franken beträgt, gieng für Frankreich verloren.

Mitgl. Und damit ihr ein Sol am Pfunde gewinnt, hätten wir sollen den Code noir, diesen Schandfleck der Nation, der Menschheit fortbestehen lassen? ehe mögen alle Colonien mit ihren barbarischen Pflanzern zu Grunde gehen.

Dep. Sie werden nicht zu Grunde gehen.

Der Code noir wird fortbestehen; wir werden wie ehe und vor auf den Küsten von Afrika Neger fangen, und Zucker bauen, aber ihr sollt keinen davon zu kosten bekommen.

Mitgl. Vergiß einen Augenblick, daß du ein Pflanzer bist, und sage mir auf Ehre und Gewissen, ob du glaubst, daß irgend ein Regent irgend eine gesetzgebende Versammlung euch das Recht ertheilen könne Menschen zu rauben, und sie zu Sklaven zu machen?

Dep. Die wenigsten sind geraubt; die meisten sind gekauft.

Mitgl. Von den Räubern.

Dep. Im Kriege Gefangene. Hätten wir sie nicht gekauft, so wären sie getödtet worden.

Mitgl. In Kriegen gefangen, die ihr anzettelt, und zu denen ihr die Waffen liefert.

Dep. Wir kaufen sie von euch, von unserer Regierung. Was seit 300 Jahren recht und gesetzlich war, wie soll das über Nacht Unrecht, ein Verbrechen gegen Gott und die Natur geworden seyn?

Mitgl. Es scheint, ihr seyd entschlossen dem neuen Gesetze Widerstand zu leisten?

Dep. Zweifelst du daran? wähnst du, wir werden uns von ein Paar Duzend philantropischen Phantasten, denen die Benezet, die Wilberforce den Kopf verrückt haben, gutwillig plündern lassen?

Mitgl. Ihr werdet den Widerruf des Code noir nicht hindern. Die Schwarzen sind 15 male zahlreicher als ihr.

Dep. Wir werden Allirte finden.

Mitgl. Ihr denkt wohl euch mit den Mulaten zu verbinden?

Dep. Wir hassen und verachten sie mehr als die Schwarzen.

Mitgl. Woher wollt ihr also Allirte aufbieten?

Dep. In Cuba existiren ganze Heerden von jenen Bluthunden, die für die Spanier Amerika erobert haben, und dann die Britten, die freyen Britten; die niemanden die Freyheit gönnen als sich selbst.

Mitgl. Der schwereste Fluch Gottes, der Haß und die Verachtung der empörten Menschheit treffe euch, ihr Allirten der Bluthunde, und der Erbfeinde eures Vaterlandes. Thut was ihr wollt; aber wenn die empörten Neger euch mit euren Kindern in euren Häusern verbrennen, wenn ihr vor ihrer gerechten Rache flieht, und zu uns betteln kommt, so erinnert euch, daß ihr einen Zerstörungs-Krieg angefangen habt um einen Sol bey der Fabrikation des Zuckers zu ersparen. Fort aus Frankreich! bluttriefendes Ungeheuer, schwarzer Bluthund, der du dich

einen Weissen lügst, ungeachtet jeder deiner Züge verräth, daß deine gute Mutter dich in einem Ehebruche mit einem Jolofen erzeugte.

§. 28.

Die Weisen griffen an. Darauf rechnend, daß die Neger keine Waffen hatten, begiengen sie unerhörte Grausamkeiten um ihre Feinde zu schrecken, die Schwarzen siegten durch ihre Massen, und bewaffneten sich mit den Waffen der Ueberwundenen. Die Mulaten boten den Weissen ihren Beistand an, der Stolz der Farb-Aristokratie wieß ihre Hülfe ab, den Mittler den Obristen Ogé ließen sie in seiner Uniform hängen. Die Allirten kamen, allein die Vorsehung rief um der guten Sache willen einen schwarzen Napoleon hervor. Er trieb die Weissen und die Engländer wie Schaafe vor sich her, und beruhigte das Land. Der weise Napoleon versuchte es wieder zu erobern. Seine

Treulosigkeit gegen Toutsaint, war die erste aber auch die größte seiner Schandthaten; sein Magenkrebs mag wohl von Gewissens-Bissen entstanden seyn.

§. 29.

Wenn es einer großen für Recht und Gerechtigkeit begeisterten Nation (damals gab es noch keine Jakobiner) nicht gelang ein die Menschheit entehrendes Gesetz aufzuheben, und bei vollkommener Preßfreiheit die Ausführung des Emanzipations-Gesetzes zu bewirken, wie kann ein einzelner Mensch, der von Leuten umrungen ist, deren Interesse es ist, ihn zu täuschen, hoffen, daß sein Wille werde vollzogen werden? Bestünde Preßfreiheit, so konnten die Klagen der Unterdrückten seine Aufmerksamkeit erwecken. Wäre die Justizpflege öffentlich, so würden bestochene oder selbst befangene Richter sich doch einiger Massen scheuen gegen den Willen des

Gesetzgebers zu sprechen. Man kann von Regenten nicht fodern, daß sie Ulpiane, in der Geschichte ihrer Staaten bewandert seyen. Rabulisten mögen wohl zu ihm gesagt haben: Sire! in jedem civilisirten Staate muß nichts so heilig seyn als das Eigenthum. Ihr wollt das Schicksal der Esten und Liven erleichtern, und die Leibeigenschaft aufheben. Dieser menschenfreundliche Wunsch macht eurem Herzen Ehre; aber es kann nicht euer Wille seyn, daß man uns zu Grund richte, damit unsere Sklaven Herren werden. Seit Jahrhunderten sind wir in unbestrittenem Besitze des Grund und Bodens. Der Ackersmann ist unser Sklav; alles, was er besitzt, er selbst mit Weib und Kindern, ist unser Eigenthum, und wir sind immer befugt gewesen ihn wie sein Vieh zu verkaufen und zu vertauschen. Bey allem dem war der Zustand der Leibeigenen nichts we-

niger als mitleidswürdig. Es ist ja unser Interesse, ihn gut zu füttern, damit er Kräfte zur Arbeit habe. Der Bauer ist faul; die Peitsche ist freilich nothwendig, um ihn zum Fleiße aufzumuntern, aber sie wird höchst selten mißbraucht, und noch weit seltner tritt der Fall ein, daß ein Herr im Zorne seinen Knecht zu todt geiseln läßt; welches streng verbothen ist. Von ihren Vorfahrern, Sire! sind ja Tribunäle errichtet, wo die Mißhandelten klagen können. Niemand klagt; alle sind zufrieden. Fragen sie den Herrn von Kotzebue. Er hat erhoben, daß alle, alle mit ihrem Schicksale wohl zufrieden seyen, und sichs nicht besser wünschen. Dieses neumodische Geschrey nach Freiheit, Constitution rc. rührt nur von einigen Journal-Skriblern her, die sich durch Aushängung eines phantastischen Philantropismus einen berühmten Namen, die Reichen arm, und

die Armen reich machen möchten, und die man nach Siberien schicken sollte. Indessen ehren wir die Wünsche Eurer Majestät. Sie wollen, daß die Esten und Lieven frei seyn sollen. Sie seyen frei. Aber die Felder, die Höfe, und was sonst der Leibeigene besaß, behalten wir als unser Eigenthum. . . . Nun ließen sie durch alle Journale ausposaunen mit welcher Großmuth der liefländische Adel den Wünschen des liberalen Kaisers entsprochen hätte.

§. 30.

Wäre ein patriotischer Anwald der Leibeigenen am Fuße des Thrones Alexanders gestanden, so hätte er wohl so gesprochen: diese so großmüthigen gnädigen Herren, die uns schenken, was nach keinem moralischen Gesetze ihr Eigenthum seyn kann, sind die Enkeln deutscher Räuber, die vor einigen hundert Jahren in unser friedliches Land ein=

brachen; die Hälfte unserer Nation niedersäbelten und die übrigen vor den Pflug spannten. Aber daraus, daß sie unsere Voraltern wie das Vieh behandelten, können sie darauf ein Recht ableiten auch uns das Joch aufzulegen? Auf der Universität, wo zuerst gelehrt wurde, daß das Kind von der Mutter nichts erbe als die Fesseln, welche sie getragen hat, muß Satanas in höchster Person Rector Magnificus gewesen seyn. Wird Alexander durch Sanktionirung eines so menschenfeindlichen Gesetzes seinen Namen brandmarken? Wir sind Sklaven, aber nach keinem andern Rechte als dem Räuberrechte, und weil dein mächtiger Arm unsere Fesseln vernietet. Zieh ihn zurück. Verzweiflung wird die Unsrigen bewaffnen.

Wir sind, sagen sie, seit Jahrhunderten mit unserem Schicksale wohl zufrieden gewesen. Was nützt der Widerstand, wenn

jeder Versuch unsre Fesseln zu erleichtern dieselben erschwerte? Habt ihr vergessen, daß sogar unsere Clerisey für uns, und gegen euch Tyrannen die Waffen ergriff? ... Es sind Gerichtsstellen errichtet .... aber mit den Eurigen besetzt worden, die jeden Kläger mit einer Tracht Schläge nach Hause senden. Diese Richter sprechen nach Gesezen, deren Gültigkeit kein Mensch, der bey Verstand ist, anerkennen wird. Sie meinen: um zu beweisen, daß das Kalb ihr Eigenthum sey, wäre es hinreichend zu beweisen, daß sie die Kuh gestohlen haben.

Wir waren Sklaven; nun sind wir freye Sansculottes. Wir haben keinen Fleck Land, wo wir uns hinlegen, keinen Stein, auf dem wir ausruhen könnten, kein Vieh, kein Ackergeräthe, keinen Saamen; und wollten wir mit unseren Nägeln ein Stück öden Grundes aufkrazen, so käme der Jun-

ker, und spräche: dieses Feld ist mein, denn vor einigen hundert Jahren, haben es meine Ahnen den deinigen geraubt, und das Raubrecht ist heilig. Um nicht Hungers zu sterben, werden wir uns selbst unseren Räubern verkaufen müssen. Sie werden keinen Contrakt halten. Wir werden klagen und mit Schlägen nach Hause gesendet werden. Zu Hause werden wir wieder Schläge bekommen, weil wir geklagt haben; und die freyen Lieven, die aber nicht auswandern dürfen, werden schlimmer daran seyn, als die Leibeigenen.

§. 31.

Nur dann kann ein unumschränkter Monarch hoffen eine nützliche Anstalt auszuführen, einen eingewurzelten Mißbrauch auszurotten, wenn er das Glück hat einen Sully zu finden; aber wie selten sind die? und dann dauert die Freude nicht lange. Die

nächstfolgende Regierung wirft alles um, was die vorige gebaut hatte; so geschah es in Frankreich nach Heinrich IV. Tode, so in Portugal nach dem Tode des Königs Joseph, wo alle von Pombal getroffenen Einrichtungen aufgehoben wurden. So geschah es in Oesterreich, wo alles zerstört wurde, was Joseph II. gebauet hatte. Die Gesetze eines Despoten sind keine Marksteine der Gerechtigkeit, und der Rechte, sondern Federbälle, die Caprice, der böse Wind der Leidenschaften nach Belieben versetzet. Seine augenblicklichen Launen kann er befriedigen, seinem Ruhme durch bleibende Wohlthaten ein bleibendes Monument zu errichten, vermag er nicht. Auch ist es selten, daß der mit dem Schwerdte des Despotismus Bewaffnete, wie Alexander, seine Ideen auf Wohlthaten richte. Der Teufel hat sein Spiel mit ihm; auch im Genusse des Wünschenswerthesten denkt er an Zer=

störung. Caligula bewunderte die herrliche Gestalt eines schönen weiblichen Kopfes, und doch sprach er, fällt er von seinen Schultern, wenn ich winke. Mehrere Jahre lang war der König von Spanien im Besitze dieses Unglück schwangeren Schwerdtes. Vielen hat er damit wehe gethan; was hat er damit gutes bewirkt? wann, wo hat der Despotismus der Menschheit gefrommt? wer dieses Schwerdt führt, und den ernsten Wunsch der Wohlthäter seines Volkes zu werden hat, der fange sein Werk damit an, daß er es wie Lykurg in die Scheide stecke, und hat er sein Werk vollbracht, so vergrabe er es so tief unter die Fundamente seines Thrones, daß keiner seiner Nachfolger es wieder ausgraben könne.

§. 32.

Auch unserem guten Könige fällt es ziemlich schwer sein Constitutionelles Monu-

ment auszubauen und zu befestigen. Die Coriphäen der heiligen Allianz sprachen sehr laut ihren Widerwillen gegen gesetzliche Formen, und repräsentative Constitutionen aus. Sie wollen eine landständische Verfassung. Was das sey, werde ich um so leichter erklären können, als ich selbst die Ehre gehabt habe, ein Landständisches Mitglied zu seyn. Jährlich werden sie zusammberufen. Der Regierungs-Präsident liest ihnen vor, was und wie viel der Hof fodere. Alle nicken mit dem Kopfe. Der Präsident gibt ein Diner, und der Landtag ist aus. Nicht mehr und nicht weniger gönneten sie uns zum Lohne unserer Anstrengung ihre schwankenden Throne zu befestigen. Da aber unser König bey seinem gegebenen Worte bleibt, so suchte man die Constitution bey den Unterthanen in Mißkredit zu bringen, und Baiern, Bairen biethen dazu ihre Dienste an.

Um was, sagen sie, ist es besser geworden, seitdem ihr eine Constitution habt? was für Mißbräuche sind abgestellt worden? welche Erleichterung haben euch eure Repräsentanten verschafft? Handeln die Minister nicht eben so willkührlich wie ehe und vor? Ihr seufzt unter schweren Lasten; der König wünschte sie euch zu erleichtern, aber er hat sich die Hände gebunden. Klagt über Niemand als über eure Repräsentanten. Ihre Filzigkeit macht es dem Könige unmöglich das Schicksal so mancher hunderte auf halben Sold gesetzter Offiziere zu verbessern. Dabey verschwiegen diese Anticonstitutionellen Missionäre sorgfaltig, daß ein großer Theil der zu Unterhaltung der Armee angewiesenen Fonds auf Neben-Anstalten verwendet werde, die zwar nicht unnütz, aber nicht so dringend sind, daß sie nicht auf eine Zeit verschoben werden könnten, wo man keine Offiziere

zu versorgen haben wird. Menschen und vorzüglich solche, welche ihr Blut für das Vaterland vergossen haben, gehen den Pferden vor. Würden die nicht dringenden Militär-Etablissements auf künftige Zeiten verschoben, oder beschnitten, würde ein zweckmässiger Plan hierüber unsern Ständen vorgelegt, so würden ganz gewiß dieselben zu Versorgung der überzähligen Offiziere ihr Schärfchen beytragen, und der Staat würde in wenigen Jahren dieser Bürde enthoben seyn.

Damit die Ueberbürdung so mancher Mißgriffe auf die Landstände desto sicherer ihren Zweck nicht erreiche, wird die Preßfreyheit ganz gesetzwidrig beschränkt. Schriften, welche von den Justizstellen für nicht gesetzwidrig erkläret worden sind, werden dennoch confisciret und verbothen. Der Verkauf meiner Antwort auf das Schreiben des

Hrn. Grafen von Arco über die Thaumaturgen wurde untersagt, ohne dem Verfasser diese Verfügung und die Ursache derselben zu eröffnen. Dagegen passiren ganze Ballen Kreutzer Schriftlein, welche die Würzburger Mirakel austrompeteln, und die Auslag-Fenster der Buchhändler tapeziren. Man sollte glauben, daß die Wiener Censurs-Commission die Verfügung unserer Polizey dirigire; und die armselige Praxis der Pariser Censur ihr nachahmungs würdig scheine.

Wohl! antwortet man, aber ist Baiern allein auf der Welt? muß man nicht auf die werthen Nachbarn, und vorzüglich auf die Mitglieder der heiligen Allianz Rücksicht nehmen, deren Minister wie die Adler schreyen, wenn das mindeste, das den Maximen ihrer Cabinete widerspricht, oder die Lügen, die ihre Zeitungsschreiber verbreiten, aufdeckt, im Drucke erscheint? Wird

nicht dieses Zetter Rufen über die Schriftsteller immer stärker, seitdem der türkische Padischah in die heilige Allianz aufgenommen wurde, und die christlichen Mächte sich zu einem Kreuzzuge für den Islamismus gegen die Christen verbanden? Aber, wenn unsere Landstände über die durchaus nothwendige Reform unseres Preßgesetzes, über die Nothwendigkeit der Willkühr der Minister, welche durch die Presse controllirt werden sollen, Schranken zu setzen, deliberiren werden, werden sie den Satz gelten lassen, man müsse sich hierin nach den Wünschen der mächtigen Nachbarn richten? Werden diese Wünsche nicht bald Befehle werden, und wäre es nicht eben so gut, wir liessen gleich die doppelten Adler bis an den Lech fliegen.

Unter meinen neuesten Schriften, welche die Willkühr zur Confiskation verurtheilte, ungeachtet ich sie vor dem Drucke der Be=

Bayerische
Staatsbibliothek
München

urtheilung sehr einsichtsvoller und Kern-Patrioten unterworfen hatte, ist meine Abhandlung über die gutsherrliche Gerichtsbarkeit. An diesem Verbothe war doch gewiß nicht der liebe Nachbar schuld, auch konnten meine Bemühungen die constitutionellen Rechte der Monarchen von den Usurpatoren zu vindiciren, die Verhältnisse der Gutsherren gegen ihre sogenannten Unterthanen nach Recht und Billigkeit zu bestimmen dem Staate nicht gefährlich seyn. Nur das Interesse eben dieser Usurpatoren ist dadurch gefährdet, und daß es diesen gelang meine Schrift zu unterdrücken, muß jeden überzeugen, wie nothwendig es sey die Presse ausser dem Bereiche derer zu setzen, deren ungesetzlichen Interesse sie gefährlich ist. Allein der Schaden, der mir aus der Confiskation erwachsen ist, und die Ungnade dieser Mächtigen schrecken mich nicht, und werden mich nicht hindern in gegenwär-

tiger Abhandlung die Grundsätze zu wiederholen, welche in der Confiscirten mißfielen, und unseren Landständen ans Herz zu legen:

„wie dringend das Wohl des Staates „erfordere, daß den Usurpationen der Grund„herren Schranken gesetzt, die rechtlichen Ver„hältnisse der Grundherren und des Grund„holden genau bestimmt, und die zweckmäßig„sten Maaßregeln ergriffen werden, damit „in Zukunft kein Usurpator über die hiewegen „entstandenen Kollisionen entscheide, keine Kaze „über die Mäuse, der Vernunft und den Ge„setzen zum Hohne, zu Gericht sitze."

§. 33.

Wir kommen also von unserem Abwege auf die Betrachtung des Eigenthums zurück, und wollen zuerst unsere Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage richten, ob auch ein Mensch des andern Eigenthum seyn könne? Daß, leider sehr viele schwarze und weisse Men-

schen defacto Sklaven seyen, ist richtig; daß vom Luzifer unterrichtete Rabulisten unaufgeklärte Regenten bewogen haben, die Tirannen der Unterdrücker zu garantiren und sanctioniren, wissen wir, denn wir haben ja den Codex des Justinian, den Codenoir, Verordnungen und Ukasen in Menge, wo die Rechte und Pflichten des zweibeinigten ungefiederten Viehes bestimmt werden. Allein die Frage ist eigentlich, ob diese auf das Faustrecht begründete Verhältnisse fortbestehen, wenn der Unterdrückte der Stärkere wird; ob z. B. die Neger in San Domingo sich einer schweren Sünde dadurch schuldig gemacht haben, daß sie en depit du Code noir ihre Fesseln brachen, und ihre Tyrannen vor den Kopf schlugen? Hätten Napoleons Heere gesiegt, so hätten die restaurirten Pflanzer freilich geurtheilet, daß die Rebellen sammt und sonders im Zuckerkessel lebendig versotten

zu werden verdienten; aber die Pflanzer sind keine Juristen; und ich wünsche über diese Frage, und auch über die von dem französischen Ministerium aufgestellte Behauptung, daß die Rechte der Krone auf San Domingo und die der Pflanzer auf ihre Felder und ihre Neger nicht erloschen seyen, das Parere einer unparteyischen Universität, oder der rota romana.

Durch ein solches Parere würden vielleicht auch unsere Begriffe über die politischen Verhältnisse der Griechen und Türken berichtigt werden können. In den Augen des Muselmanns ist der Grieche schlechter als ein Neger, ein Hund, den es verdienstlich ist zu morden. Sind die Griechen im Gewissen schuldig diese Verhältnisse fortbestehen zu lassen? Begehen sie ein Verbrechen, wenn sie die Gelegenheit benützen sich der Tiranney ihrer Unterdrücker zu entziehen?

Das Recht der Stärke gilt es nur für den Unterdrücker, nicht für den Unterdrückten? Kann der, welcher sich für Mahomed, und seine 12 Imams, gegen Christus und seine 12 Apostel mit so vieler Anstrengung verwendet, ferner ein Defensor fidei heißen, oder einen andern christkatholischen apostolischen Titel fortführen? Eine heilige Allianz, welche den Islam in ihren Schutz nimmt; Eine sich frei nennende Nation, welche die Sklavenfesseln der ältesten und berühmtesten aller Nationen vernietet! . . . Welche Erscheinungen im 19ten Jahrhunderte!

In Baiern ist zwar die Leibeigenschaft dem Namen nach aufgehoben, allein die auf dieselbe radizirten Prästationen werden nach wie vor gefodert, und wenn hierüber Klage geführet wird, so wird dem Kläger der Bescheid gegeben, diese Leistungen gründeten sich auf das Grundeigenthum. Der Kaiser

Napoleon als damaliger Besitzer der Fürstenthümer Bayreuth und Anspach hob durch ein Dekret de dato Madrid 12. Dez. 1808 die Leibeigenschaft, die Frohnen, das Besthaupt rc. rc. auf. Seitdem diese Länder an Baiern gefallen sind, werden alle diese Leistungen wie ehe und vor eingefodert. Der Ackermann muß wieder für die Erlaubniß zu sterben das Mortuarium bezahlen, und die Regierungen von A. . . B. . . X. schützen die Gutsherren im Genusse dieser und anderer Leistungen, wie das Besthaupt, unter dem Vorwande diese Foderungen gründeten sich auf die Gutsherrlichkeit. Endlich wird der Landbewohner mit dem Gute, der Gerichtsbarbarkeit in massa und en detail oder einzeln verkauft, vertauscht, verschenkt; also ist er in Wirklichkeit was er zuvor war. Nur dem Namen nach ist die Leibeigenschaft aufgehoben.

§. 34.

Alle Baiern sind Unterthanen des Königs und des Gesetzes, aber keiner ist Unterthan seines Mitbürgers. Wer sich unterfängt seine Gerichts- oder Grundholden seine Unterthanen zu nennen, macht sich einer strafbaren Anmassung schuldig. Das Herkommen schützt ihn nicht. Wir leben unter einer gesetzlichen Regierungsform; und diese duldet keine Benennungen, welche die Selbstständigkeit der Staatsbürger compromitiret, und mit den Vorrechten des Königs rivalisiret. Vor dem Könige, und dem Gesetze sind alle Bürger gleich; und als Gott den Adam und seine Posterität zur Strafe seiner Genäschigkeit verfällte im Schweiße seines Angesichts die Erde zu bauen, so gab er keinem ein Drohnen-Privilegium, eine Edelmanns-Freiheit, verurtheilte keinen der Söhne Adams der Knecht des andern zu seyn. Woher kömmt

es demnach, daß wir in Baiern eine große Menge Landbewohner sehen, welche zwar nicht leibeigene Knechte sind, aber doch anderen unentgeldlich Dienste zu leisten verhalten werden? Ueber diese Frage sind Bibliotheken geschrieben worden; und die welche erndten wollen, was andere gebauet haben, sind dabey am geschäftigsten. Ihnen sind die ersten Kapitel der Genesis ein Gräuel, und wenn sie zugeben, daß auch sie vom Töpfertone bey Damas gebildet worden seyen, so meinen sie, daß der Töpfer den Thon, aus welchen er sie machte, so fein gepocht, gesiebt, geschlemmt ꝛc. habe, daß man den Teig gar nicht mehr Thon, oder Lehm nennen könne. Diese durchwühlen alle Antiquitäten um nachzuweisen was Rechtens war zu einer Zeit wo kein anderes Recht war, als das Recht der Faust, und meinen, daß was ihre räuberischen Ahnen erbeutet hatten, als

sie die Stärkeren waren, auf Sie, die lange nicht mehr die Stärkeren sind, vererbet werden müsse.

Den Ursprung der Frohnen weisen die Capitularien Carl des Großen nach. Im 5. Capitular sagt er, es sey ihm geklagt worden, daß die Staatsbeamten Ministri (Comites) bittweise (quasi deprecando) von den ihrem Amte untergebenen Beysteuren foderten, daß sie dieselben durch List und Gewalt (machinationes) zu Frohnen (operas) zwängen, so daß an mehreren Orten die Leute davon gelaufen seyen. Dieses wird nun scharf verboten, und alles Frohnenwerk aufgehoben, excepto servitio quod ad regem pertinet, et ad heribanatores, (Kriegs-Vorspann) et eos qui legationem ducunt.

Den Unfug, den zu damaligen Zeiten die Ministri, Comites, (Staatsbeamte)

trieben, den trieben ihre Nachfolger in weit höherem Grade, als unter Karls schwachen Söhnen eine förmliche Anarchie eintrat, und die Staats-Dienste erblich wurden, da wurden bald alle diese Bedrückungen zu den Gerichtssporteln, zu den herkömmlichen fructibus jurisdictionis gerechnet. Das Recht Frohnen zu fodern fußet sich demnach auf ein Pekulat, auf einen scharf verbotenen Mißbrauch des Obrigkeitlichen Amtes, auf ein Verbrechen, welches in einigen Ländern mit schweren Strafen, in unsern den Staats-Beamten äusserst gnädigen neuen Criminal Codex nur mit der Dienstentsetzung verpönet ist.

Aus dem Gesagten, aus jeder Zeile des bürgerlichen Landrechts Par. II. cap. 11. von den Scharwerken, aus den ältesten Gesetzbüchern, aus den Landschaft-Verhandlungen, welche der für Baiern zu früh verstor-

bene von Hellersberg in seinen Beiträgen zur Geschichte der Patrimonial-Gerichte in Baiern gesammelt hat, aus unzähligen Verwilligungs-Urkunden, ist zur evidentesten Klarheit erhoben, daß die Frohnen ein Annexum der Gerichtsbarkeit seyen, und Niemand Frohnen zu fodern berechtiget sey, den nicht der Landesherr mit der Gerichtsbarkeit begnadiget hat. So oft in der Vorzeit der Gutsherr mit den Hintersassen wegen Frohnen in Prozesse gerieth, berief sich jener immer auf die Zuständigkeit der Jurisdiction, auf den nexus subditelae der Verweigernden. In neueren Zeiten fängt man an das Geschichtliche, und gesetzliche Prinzip der Frohnen zu bestreiten. Der Adel, und die Gutsbesitzer finden nemlich nicht mehr ihre Rechnung dabey die Frohnrechte aus dem Privilegium, aus der Gnaden-Verwilligung des Landesherrn ferner abzuleiten; sie be-

haupten . . . die Frohnen seyen aus einem Contrakt des Gutsherrn entsprungen, und seyen ein Theil des Kaufschillings des überlassenen Feldes; allein 1mo solche Contraktmäs„sig bedungene Arbeiten haben nie Froh„nen geheissen; 2do das Recht sie zu fodern „muß gegen jeden einzelnen Arbeiter erwie„sen werden, und zwar durch beedseitige Ur„kunden über den ersten Vertrag und nicht „durch Privat-Ausschreibungen des Guts„herrn; 3^{tio} könnte die bedungene Arbeit keine „ungemessene seyn, sonst wäre das pretium „incertum et injustum; 4to könnte diese „Pflichtigkeit keinem Landbewohner aufge„bürdet werden, der kein Grundbesitzer oder „der freier Eigenthümer ist.“ Uebrigens wie können die Prätendenten mit ihren Rabulistereyen hoffen, gegen den klaren Ausspruch des Gesetzes vor einem unbefangenen Richter auszulangen? der Codex sagt totidem verbis:

die Frohnen sind ein Ausfluß der Gerichtbarkeit; dafür wurden sie immer gehalten, unddieses werden sie auch allen Rabulisten zum Troze bleiben.

§. 35.

Warum die Prätendenten des Frohnen-Rechts das Fundament ihrer Ansprüche auf das Grundeigenthum zu übertragen suchen, ist leicht einzusehen. Der Besitz der Gerichtbarkeit, als ein Privilegium principis ist prekär. Damit dieser Satz jederman faßlich werde, muß ich in der Geschichte zurückgehen.

So lange das sogenannte heilige römische Reich bestund, waren die Reichsfürsten Vasallen und Unterthanen von Kaiser und Reich, die sich eben nicht immer auf gesetzlichen Wegen gar manche Privilegien ertrozten, und erkapitulirten. Vorzüglich suchten sie Exemtionen von der Gerichtbarkeit der höchsten Reichs-Gerichte und Erweiterung der ihrigen durch Privilegia de non appellando etc.

Was nun die großen Reichsstände gegen Kaiser und Reich trieben, vergalten ihnen auf dieselbe Weise ihre Landstände. Man lese hierüber die Geschichte der baierischen Landstände von dem Hr. Ministerial-Rath Rudhart nach. Man wird finden, daß sie nichts weniger bezwekten, als sich vom Verbande mit Baiern los zu reissen, und eine unmittelbare Reichsritterschaft, wie in Franken, Schwaben, und am Rheine zu bilden. Sie ertrotzten, oder erbettelten Jurisdictions Privilegien, und ihr Unabhängigkeits Plan würde gelungen seyn, wenn, wie heut zu Tage alle Ministerien mit Adelichen besetzt gewesen wären, die administrativen Stellen sich auch schon damals für Beschützer der Usurpatoren erkläret hätten. Indessen wurde dennoch die Gerichtbarkeit nie proprio jure, sondern immer als ein Privilegium des Landesherrn besessen und ausgeübt.

Napoleon zerstörte das heilige römische Reich. Deutschland hörte auf ein Staat zu seyn. Die Souverainität des Kaisers, welche sich vormals über alle deutschen Stämme verbreitete, hörte auf, und wurde an Niemanden vererbet. Die Reichsfürsten waren Vasallen und Staats-Beamte, und wer auch nur die ersten Elemente der Rechtswissenschaft kennt, wird nicht behaupten, daß die Staats-Beamten die Erben der Souverainitäts-Rechte des Monarchen seyn. Indessen setzten sie sich in den Besitz dieser Rechte, und diese ungesetzliche Anmassung war klug und wohlthätig, denn sonst wäre Deutschland in Atomen zerfallen. Nun ist einleuchtend, daß ein factum kein Recht begründe. Die Souverainität ist keine res nullius, quae cedit primo occupanti. Dieses sahen die Allirten wohl ein, und erkannten, daß ausser der Besitzergreifung noch ein Titel nothwendig sey,

um die Souverainität und Legitimität der deutschen Regenten zu begründen, und darum beschlossen sie, daß die Besitzergreifenden ihren Ländern eine Constitution geben sollten. Hätten die deutschen Fürsten geglaubt, daß die blosse Besitzergreifung ihnen ohne anderem Titel die Souverainitäts-Rechte zusichere, so hätten sie um ihre Selbstständigkeit zu erhalten ganz gewiß gegen dieses Aufdringen einer Constitution protestirt, und den hohen Allirten eröffnet, sie ließen sich von Niemanden vorschreiben, nach welchen Maaßregeln ihre Länder regieret werden sollen. Freilich haben seit dem die aristokratischen Cabinete ihre Sprache geändert und die liberalen Concessionen des ersten Congresses auf nichts zu reduziren gesucht, aber ihre Umtriebe können die Natur der Dinge nicht ändern, und es ist und bleibt eine ewige Wahrheit, daß die Constitutionen, welche die Re-

genten Deutschlands ihren Ländern gaben, die einzige rechtmässige Titel ihrer Souverainitäts-Rechte, das Fundament ihres Thrones sind.

§. 36.

Warum die Gegner der Liberalen diese Wahrheit nicht erkennen wollen, ist leicht einzusehen. Durch den Untergang von Kaiser und Reich hören alle Privilegien auf, welche von denselben den Privilegirten ertheilt worden waren. Es giebt keine Reichs-Vasallen, Reichs-Ritter, Grafen ꝛc. Was die Privilegirten vom Kaiser und Reich erbettelt, oder erkauft oder wie der Herr Ministerial-Rath Rudhard bewieß, von ihren Landesherren ertrotzt hatten, höret auf. Der Verfasser selbst kam als Ritter des heiligen römischen Reichs nach Baiern, und wurde angewiesen das stolze von wegzulassen. Alle Privilegien, deren sich nunmehr die Baiern zu er-

freuen haben, sind neue Concessionen, und leider war man mit denselben nur gar zu freigebig.

Die Privilegirten in Baiern, erinnerte ein Freund, hatten ihre Vorrechte vom Landesherrn, und nicht von Kaiser und Reich, also giengen auch diese Vorrechte durch den Untergang vom Kaiser und Reich nicht verloren. Allein der Kaiser war als Souverain delegans, die Reichsfürsten waren delegati, die von diesen Privilegirten waren also subdelegati. Wenn er Delegans aufhöret zu seyn, so höret die Delegation, und somit auch die Subdelegation, oder das Privilegium auf.

Unter die Rechte, welche durch unsere Constitution dem Könige ausschließend vorbehalten sind, gehöret die Jurisdiction; und seine Macht Vollkommenheit ist hierin nur durch die Natur des Rechts beschränkt. Er

ist die Quelle aller Gerichtbarkeit. Er kann dieselbe nach seinen besten Einsichten organisiren, aber da die ihm hierin zustehenden Rechte unveräusserliche Majestätsrechte sind, so kann er sie weder ganz noch zum Theile veräussern. Alle Rechtspflege, die nur er delegiren kann, und nach dem Gesetze delegiren muß, kann nur in seinem Namen von den Delegirten ausgeübet werden. Alle die aus vormaligen Privilegien abgeleiteten Patrimonial=, herrschaftliche Gerichtbarkeiten (wie sie auch immer heissen mögen) haben aufgehöret, und Niemand kann irgend eine Gerichtbarkeit am wenigsten in eigenem Namen exerciren, dem sie nicht vom Könige delegiret worden ist. Diesem einleuchtenden Grundsatze gemäß hat man auch kein Bedenken getragen die Gerichtbarkeit der größten und vermöglichsten Corporationen in Baiern (Nürnberg, Augsburg rc.) auf=

zuheben, ungeachtet sie dieses Privilegium mit schwerem Geld gekauft, und seit Jahrhunderten besessen hatten. Wäre die Ausübung dieses Rechts ein Gegenstand des Eigenthums, so hätten diese Städte weit mehr Ursache gehabt über Violirung ihres Eigenthums zu klagen, als irgend ein Individuum, und zwar um so mehr als die Gerichtbarkeit in den Händen der bürgerlichen Magistrate weit gesicherter war, als in den Händen von Gutsherren, welche dieselben delegiren müssen, und nur zu oft beschuldiget werden, daß sie das Schwerdt der Themis als Sichel gebrauchen, um die Erndte ihrer Gerichtsholden abzumähen.

Diesem nach hören alle auf die vormalige Verfassung gegründete Distinctionen zwischen Patrimonial-Gerichtsbarkeiten, Edelmann-freiheiten auf rc. rc. und Herr E. D. K. von Fink verräth in seinen Briefen über

die neue Constitution (3. Heft) Verstand und Einsicht, indem er behauptet, daß der Constitution gemäß, eine Gleichförmigkeit in der Organisation der Justizbehörden eingeführt, und alle Privat-Gerichtbarkeiten ausgemerzt werden müssen; aber wenn er in der Folge weiter gieng, wenn er nach erschienenen Edikten, durch welche die Mediat-Gerichtbarkeit erhalten wurde, die Behauptung aufstellte, der Erzielung der Gleichförmigkeit wegen müßten alle Personal-Gerichtbarkeiten (Landsassen, Edelmannsfreiheiten) in Real-Gerichtbarkeiten umwandelt werden, wenn er diese Umwandlung eine Regeration! nennt, so hat er gewiß mehr den Vortheil der Privilegirten als seine Pflichten für König und Vaterland vor Augen gehabt.

Welchen Rechtsgrund kann er wohl anführen, warum die Privilegien des Adels

erweitert, vermehrt werden sollen, während man die Privilegien der angesehensten Bürger Corporationen aufgehoben hat? ...! das VI. Edikt! das VI. Edikt ... darüber habe ich schon in meiner Abhandlung über die Gerichtbarkeit den vollkommensten Aufschluß gegeben. Die im Namen des Königs über die Organisation der ihm ausschließlich vorbehaltenen Rechts-Pflege gegebenen Vorschriften sind kein Constitutions-Gesetz, sondern königliche Ordonanzen, die ihrer Natur nach temporär sind, und vom Könige nach Zeit und Umständen ohne Einmischung der Landstände modifiziret werden können. Nur muß er von diesem ihm ausschließend vorbehaltenen Rechte der Natur und dem Zwecke der bürgerlichen Verfassung gemäßen Gebrauch machen. Er kann also dieses Majestäts-Recht weder ganz noch zum Theile veräussern. Er kann einen Gutsbesitzer für seine Person, und

auf Wohlverhalten zum Richter über die in seinem Gutsbezirke wohnenden Landleute bestellen; aber er kann nicht das Richteramt in einer Familie erblich machen, und noch weit weniger dasselbe auf immer mit dem Besitze eines bestimmten Grundstückes verbinden, das ist Patrimonial-Gerichte errichten; denn solche Verfügungen wären Veräusserungen des, sowohl vermög der Constitution, als vermög der Staatsfideikommiß-Pragmatik und der Natur der Sache unveräusserlichen Majestäts-Rechtes.

§. 37.

Die Wahrheit dieser Grundsätze ist in jedem Lande erkannt worden, wo der gesunde Menschen-Verstand ein Recht errang bei der Gesetzgebung einzusprechen, und die Usurpationen, die Gräuel des Mittelalters verdrängte. In England bestehet seit Jahrhunderten keine Privat-Jurisdiction mehr.

In Schottland ist sie seit der letzten Rebellion, (1745) aufgehoben worden. In Frankreich wurde sie gleich durch die erste Constitution unter Sankzion des Königs, aufgehoben, und Niemand dachte daran sie wieder herzustellen. Spanien, Portugall, Neapel schafften diesen Unfug ab, und jeder gute Patriot wünscht diesen unheilbringenden Namen aus unseren Gesetzbüchern getilgt zu sehen. Im Mittelalter, wo man starke Fäuste aber wenig gesunden Menschen-Verstand hatte, hatte man von den Rechten und Befugnissen der Regenten die alberneſten Vorstellungen. Man betrachtete die Jurisdiction als ein Cameral-Gefäll, das nur in so ferne einen Werth hat, als es durch Taxen und Strafen Geld eintrug. Konnte der Mörder, der Verbrecher seine Strafe dem Richter in Geld bezahlen, so krähete kein Hahn mehr um den Erschlagenen, Mißhan-

delten. Auch wurden die Landgerichte vom Kaiser und von Fürsten verpfändet, verkauft, wie anderes Eigenthum. Heut zu Tage denken unsere Regenten, sie seyen die Väter, nicht die Eigenthümer ihrer Unterthanen. Sie können also ihre Vaterrechte weder verschenken noch verkaufen, noch jemanden im Besitze usurpirter auf einen ungültig gewordenen Titel gegründeter Ansprüche erhalten, weil er Anno 1806 das besaß, worauf er kein Recht hat.

Bei einer solchen Justiz-Verfassung, wie die des Mittelalters, spann wie leicht zu errathen, der Gerichtsholds keine Seide. Der Richter war nur darauf bedacht sein Pfand- oder Kaufgeld durch Strafgelder herauszuschlagen. Den Städtern war einleuchtend, daß unter solchen Umständen Handel und Industrie nicht aufblühen konnten. Sie kauften also Exemptionen von diesen Geldschnei-

denden Tribunalien. Sie kauften die Jurisdiktion über ihre Mitbürger und Beisassen. Alles dieses hat sich geändert. Die städtischen Jurisdiktionen sind aufgehoben worden. Man hat erkannt, daß im Staate keine andere als eine vom Könige delegirte Gerichtsbarkeit existiren dürfe. Man sieht ein, daß dieser Ausfluß der Majestäts-Rechte nicht veräußert werden, und also keine Delegation in perpetuum, und noch weit weniger eine Delegatio glebae adscripta statt haben könne. Warum beharret man dann darauf diese eckelhaften Lumpen der alten Verfassung dem gesunden Menschen-Verstande zum Hohn, unserem neuen Königs-Mantel anzuflicken? Wem frommt diese Beharrlichkeit? Wohl nicht dem Könige und dem Staate, dessen Einkünfte sie durch Entziehung der mit der Jurisdiktion verbundenen Frohnen vermindern. Nicht dem Landmanne, den sie zum

Unterthane des Unterthans erniedriget, dessen Industrie sie hemmt, dessen Erwerb sie nur zu oft beschneidet; nicht dem Bürger, der doch wenigstens das voraus hat, daß sogar der bürgerliche Schuhflicker keinen andern Herrn als den König hat, und nicht vor dem zu Recht stehen muß, den er vorhin mit dem Präsentir-Teller hinter des gnädigen Herrn Stuhl stehen sah. . . Aber der Adel! die Gutsbesitzer! . . . Je nun! Ist ihnen um die Ehre zu thun Bauernrichter zu seyn? diese würden sie wohl als edle Patrioten, dem Wohle des Vaterlandes aufopfern; aber die Sporteln! die Sporteln! die fructus Iurisdictionis, le tour du baton! diese sind die Geiseln des Gerichtsholdens. Diese werden täglich durch neue Usurpationen und Rabulistereien vermehret; diesen muß ein Damm gesetzt werden, damit das Schwert der Themis nicht zur Sichel mißbraucht werde. Wie

viele Tausende werden nicht jährlich von den Gerichtsholden ungesetzlicher Weise für Taxen erobert? Wie viele Tausend an Consumirten Pupillen-Stiftungs-, Depositen-Geldern gehen in den Konkursen der Gerichtsherren verloren? Und da der Delegans für den Delegirten ex actione institoria haften muß, haben die Beschädigten kein Recht ihren Regreß am Staate zu suchen?

§. 38.

Das Traurigste bei der Sache ist, daß die (wie soll ich sie nennen les gens comme il faut) in Beziehung auf die Uebervortheilung des Landmanns eine eigene Moral haben, welche nicht die Christliche ist. Sie würden sich schämen andern Leuten unrecht zu thun; aber in Beziehung auf die sogenannten Unterthanen, da ist es ein anders. So etwas heißt dann nicht betrügen, sondern seine Einkünfte vermehren, faire

valoir ses terres. Mein Vater als Stiftungs-Administrator visitirte die zu denselben gehörige Herrschaft Wolkersdorf, und stellte mit scharfem Verweise einige ungesetzliche Plusmachereien ab. Gleich darauf visitirte er auch die Herrschaften des Baron von Führenberg, dessen Vormund er war. Er fand dort dieselben Prellereien... Grosser Lärm!.. Der Verwalter erkannte die Gesetzwidrigkeit dieser Sportulirung, aber setzte er hinzu: wenn wir mit der Beziehung nicht fortfahren, so merken die Unterthanen, daß wir auch vor Jahren kein Recht dazu hatten, und fodern das Bezahlte zurück. Da geht die ganze Herrschaft darauf. Mein Vater drückte die Augen zu, und dieses war nicht recht. Nicht so gnädig verfuhr er einige Jahre darauf mit dem Grafen Spindler, der 80000 fl. rückbezahlen mußte, und die Gerichtsbarkeit verlor.

Keine Krähe, sagt das Sprichwort, hackt einer andern die Augen aus. Doch zeigt obige Geschichte, daß die Tribunalien in Oesterreich dennoch ziemlich streng gegen die seyen, welche mit dem Schwerte der Themis armer Leute Felder abmähen. In Baiern ist es leider nicht so. Da begünstigen die Gerichte und administrativen Stellen die Guts- und Gerichts-Herren gegen den König, und die Gerichtsholden. Schon das kanonische Recht C. 18. Decr. de judiciis verfügte, daß der Richter, der als Privatmann einen ähnlichen Handel habe, nicht mitrichten dürfe (a judicio removeatur.) Nun habe ich die H. Raths Ordnung, Verordnungen vom 10. Juni 1789; 16. Juni 1796; 6. November 1798; Jäner 1807; Juni 1808 ꝛc. vor mir, die sämmtlich verfügen, daß in Hofmarks- Landsassen ꝛc. Wesen kein Landgut-Besitzer, kein Privilegirter weder mitstimmen noch beisitzen solle.

Alles dieses ist in den Wind rescribiret. Die Vorstände sind Adeliche, und thun was sie wollen. Bei allen Dicasterien stimmen die durch Vernunft und Gesetz Ausgeschlossenen mit, ohne sich an das Gesetz zu kehren. Und wissen wir nicht alle, wer Referent in Privilegiensachen sogar bei dem Ministerium des Innern ist? Eine königliche Regierung behauptete mit Dreustigkeit, als vom Regenten die Einziehung verschiedener Edelmanns-Freiheiten befohlen wurde, es sey ihre Obliegenheit die Rechte der Privilegirten gegen die fiscus zu vertreten. Der Herr M... Rath von F... hält die Iurisdictionem glebae adscriptam für so wohlthätig, daß er alle personelle Jurisdictions-Privilegien, in reele oder Patrimonial-Gerichtbarkeiten verwandeln will. Wo man nur immer kann, hilft man mit Interpretationibus contra legem nach. Der §. 27. des Edikts VI. kann nur

dahin gedeutet werden, daß die Anno 1806 legitimen Besitzer einer Gerichtbarkeit bei dem Besitze derselben belassen werden sollen. Man (und zwar zu Aufrechthaltung der Rechte der Krone bestellte Collegien) behaupten dagegen, daß auch der illegitime, seitdem gerichtlich vom Besitz entsetzte Usurpator restituirt werden müsse, und diesem Satze gemäß wurden die bereits seit Jahren den Landgerichten einverleibten Gerichtsholden den Usurpatoren wieder restituirt. Sind die Mißhandlungen, die Geldschneidereien, die Concussionen zu grell, laufen klägliche Berichte von den Commissarien ein, so wird wohl die Administration schnell abhelfen, und schwer strafen? Ey bei Leibe! Um dem Herrn Bruder durchzuhelfen, laßt man den Bericht liegen. Der Anwald mag sich die Finger wundschreiben; er bekömmt keinen Bescheid. Vide die Acten des Patrimonial-Gerichts W. . .

Die Gemeinde F . . . g klagt seit 1813 wegen Uebertretung der Taxordnung, Verfälschung von Briefschaften, Mißbrauch des Schaarwerks-Rechtes gegen . . . keine Antwort, keine Abhilfe!

Geht dieses Beruhenlassen nicht immer an, und klagt der Bauer K.... daß ihm der G. v. S. ein Mortuarium abgenommen habe; klagt die Gemeinde zu E . . ., daß die F. v. H. von ihr Constitutionswidrig das Besthaupt einexequire, so geschieht es wohl, daß man eine Inquisition anstellt, um zu erfahren, wer der vermessene Concipient der Beschwerdeschrift ist, und weiset nach vielem Zaudern die Beschwerden ad viam juris. Nun weiß man wohl, daß unter 10 Hintersassen nicht einer ist, der bei den vielen Schlupfhöhlen unserer Gericht = Ordnung, die Kosten eines Prozesses aufbringen könne, und auch die Geduld habe, den Ausgang zu erleben.

Aber dann, das ist, wenn er Geld und Geduld hat, ist er unter dem Schutze unserer wohlfamirten Themis seiner gerechten Sache sicher? Leider! nicht immer. Der H. G. von E. zu H . . . hatte mit der Gemeinde N. einen Prozeß. Er verlor ihn in erster und 2ter Instanz, und wurde als temere litigans in die Kosten verfällt. Bey der obersten Instanz gewann er ihn. Lohnte es nicht die Mühe, daß S. E. der H. Justiz=Minister untersuchte, ob die Rationes decidendi nicht etwa darin zu suchen wären, daß Räthe referirt, oder mitgestimmt haben, die nach dem Gesetze nicht hätten mitstimmen sollen? Selbst auch dann, wenn der Fiscus gegen Privilegirte auftritt, vergißt man wohl aus Esprit de Corps, was man seinem Amte schuldig ist . . . Ein Adelicher hatte das Referat in einem Rechtstreite des Fiscus gegen einen Adelichen. Er durch=

wühlte die Archive und trug für den Herrn Bruder Gründe vor, von denen kein Wort in den Acten vorkam. Als man ihn darüber zu Rede stellte, antwortete er naiv: es hätte sonst der Fiscus den Prozeß gewinnen müssen, welches er nicht zugeben konnte.

Der . . . Präsident eines Justizhofes: E gab dem B. v. A. einem neuen Rathe seines Collegiums die Lehre: es gibt auch bey der Justiz eine Politik, merken Sie sichs; wenn wir Adeliche nicht zusamm halten, so werden uns die Plebeyer Meister.

§. 39.

Dergleichen leider zu zahlreichen Ungerechtigkeiten könnten nicht statt haben, wenn das Gesetz befolgt wurde, daß bey Verhandlung von Privilegien-Sachen die Privilegirten weder beysitzen, und noch weit weniger mitstimmen sollen. Aber dieses Gesetz wird nicht befolgt, weil die Vorstände der

Kollegien und viele Mitglieder selbst Privilegirte sind. Die Machinationen der Privilegirten gegen die Unprivilegirten und den Landesfürsten sind schon alt; allein die Politik der vorigen Regenten setzte ihnen einen Damm, indem sie die Finanzen und die Verwaltung der Justiz Unadelichen anvertrauten. Heut zu Tage sind die meisten Ministerien, Präsidenten-Stellen mit Privilegirten besetzt, und da doch bekannt ist, mit welcher Beharrlichkeit sie sich von jeher bemühet haben ihre Privilegien auf Kosten des Regenten, und ihrer Mitunterthanen zu erweitern, da man weiß, wie eng sich die Glieder der Adelskette seit der Revolution aneinander geschlossen haben, so ist es offenbar die ausschlüßliche Besetzung der Ministerien und der Präsidenten-Stellen der Kollegien mit begütertem Adel dem Interesse des Königs und des Staates gleich nachtheilig.

Den Bock, sagt das Sprichwort, muß man nicht zum Gärtner bestellen, und wer es thut, wird zu seinem und seines Garten Schaden erfahren, daß das Sprichwort Recht hat.

Doch auch dieser den Privilegirten gegönnte Vorzug bey Besetzung der wichtigsten Staats-Aemter würde unschädlich oder wenigstens minder schädlich seyn, wenn keine Privilegien wären, die man unermüdet per fas und nefas zu erweitern, und auf Kosten des Staates durch Schmälerung der Rechte des Monarchen zu vermehren sucht, die Gerechtigkeit und die Staats-Klugheit erfodern, daß sie aufgehoben werden.

Denn 1mo kann und soll in einem Constitutionellen Staate keine Jurisdiction existiren, als eine vom Könige delegirte.

„2do Kann diese Delegation weder in „perpetuum, noch als ein annexum fundi

„statt haben, denn eine solche Delegation „wäre eine Veräusserung eines unveräusserli„chen Majestät-Rechtes.

„3tio Da dem Könige die Executorische „Macht und mit dieser das ausschlüßliche „Recht die Justiz-Pflege zu organisiren durch „die Constitution gesichert ist, so ist er bey „Ausübung dieses Rechts an keine Beystim„mung der Kammern gebunden.

4to Das Edikt VI über die Organisation der Rechtspflege ist darum, daß es der Constitutions-Urkunde beigebunden ist, kein Constitutionelles-Gesetz, sondern ein Ordonanz (Edikt) des Königs über die seiner privativen Disposition zugewiesene Regulirung der Justiz-Behörden. Da nun diese Regulirung nach Zeit und Umständen bemessen werden muß, und also nothwendig ephemer ist, so sind alle Dispositionen dieses Edikts nur provisorische Delegationen, die

jeden Augenblick widerrufen, und verändert werden können. Wenn demnach der König einem Gutsbesitzer die Ausübung der Gerichtbarkeit delegiret, so gibt er ihm nicht das Gericht selbst, und macht ihn nicht zum Gerichtherrn, sondern ernennt ihn zum Dorfrichter, Bauernrichter in dem bezeichneten Bezirke, wo er in seinem (des Königs) Namen, und nicht in eigenem Namen Urtheil und Recht so lange sprechen und die Polizey Hand haben mag, als dem Könige nicht beliebt die Delegation zu revociren. Merkt es euch, ihr lieben Landesleute. In Baiern ist kein anderer Herr als der König. Wir sind alle seine und keines anderen Unterthans Unterthanen. Der Richter, der auf sein Geheiß, und in seinem Namen eure Händel schlichtet, ist so wenig euer Herr, als der Direktor des Stadtgerichts in München der Meinige ist.

6to Die vielen Mißbräuche, welche aus der dermaligen Organisation der Justizpflege auf dem Lande entstanden sind, machen eine Radikal-Aenderung erwünscht. Die Landstände werden wohl den Monarchen darauf aufmerksam machen, daß das Wohl des Landmannes, die Vervollkommung der Cultur mit den sogenannten Patrimonial-, Edelmannsfreiheits-, und anderen privilegirten Gerichten nicht bestehen könne, und denselben bitten dem ihm vorbehaltenen Majestäts-Rechte gemäß alle diese Delegationen aufzuheben, und alle Landbewohner an die Landgerichte zu verweisen. Nur dadurch ist es möglich zu bewirken, was immer angekündigt, und nie mit Ernst betrieben worden ist, die Veredlung des Landbewohners. Die gnädigen Herrn legen diesen Worten einen finanziellen Sinn bey, und denken sich die Veredlung der Menschen wie die Veredlung der

Schaafe, wegen der Wolle; aber die Liberalen verstehen darunter eine wirkliche Standes-Erhöhung vom Unterthane der Gutsherren zum unmittelbaren Unterthan des Königs, der nur (wie jeder andere Bürger) dem vom Könige gesetzten Magistrate zu gehorchen schuldig ist. Da diesen Vorzug jeder Schuhfliker in Städten genießt, so ist er wohl auch dem Nährvater, dem Vertheidiger des Staats, dem in allen nach weisen Gesetzen regierten Staaten der erste Rang in der bürgerlichen Gesellschaft angewiesen ist, zu gönnen. Es ist wohl kein traurigerer Mißgriff in der Politik, als die Herabwürdigung des nothwendigsten und edelsten aller Gewerbe, des einzigen das dem römischen freyen Büger erlaubt war, und den der Kaiser von China durch eigenhändige Führung des Pfluges seit Jahrtausenden adelte. Kein Land kann blühend werden, so lang

der ungerechte Druck, der auf dem Landmanne lastet, nicht aufgehoben ist. Dem kleinen Gutsbesitzer verdankt Frankreich sein Wiederaufblühen nach so ungeheuren Stürmen, und England erliegt unter der Last ungeheurer Abgaben, erstikt im Fette einer ungeheuren Staatsschuld, seitdem der kleine Gutsbesitzer nach Amerika gewandert ist. „König Max! ergreife auch du den Pflug, „und öffne wie der Kaiser von China den „Schoos der Erde. Eine einzige Furche, die „du im Angesichte deines jubelnden Volkes „ziehen wirst, wird reicheren Segen brin„gen, wird mehr zur Bildung deiner Na„tion beytragen, als alle Ackerbau-Gesell„schaften, Acker-Journale, Bauern-Zeitungen . . . und laß dann mich dieses Fest anordnen; in ganz Europa soll kein schöneres, und Herz erhebenderes gesehen worden seyn.

§. 40.

Alles recht! oder vielmehr alles unrecht, wird man erwiedern; allein unser König ist ein Liberaler, kein Jakobiner. Eine Constitution hat er gegeben, aber eine Revolution wollte er nicht organisiren. Die Leiter wollte er fest stellen, aber nicht umkehren, so daß die oberen Sprossen die untersten würden. Hebt die Privilegien des Adels auf und es existiret kein Adel mehr. Du bestiehlst den Adel um die Bauren reich zu machen. So etwas können wir nicht gelten lassen, und der König wird nie die Hand dazu bieten. Ohne einer gesetzlichen Hierarchie kann kein Staat bestehen. Wir sind der Damm, der den Thron schützt. Wie sollen wir den König gegen euch Demagogen schützen, wenn wir von Macht und Ansehen beraubt, au niveau der gemeinen Bürger gesetzt werden? Um unser Ansehen durch standesmässigen Auf-

wand zu erhalten brauchen wir Geld, viel Geld. Arbeit würde uns entehren. Der Fluch, den Gott über den genäschigen Adam aussprach, traf uns nicht. Die Privilegien, welche wir besitzen, haben wir zwar als Lohn für zu leistende Staats- und Kriegsdienste erhalten. Die Privilegien wollen wir wohl behalten, aber Dienste dafür leisten . . . Nescio vos! ist schon lang nicht mehr herkömmlich, und wenn wir das Mittelalter repristiniren, so bleibt dieser Artikel weg . . Auch mit der Universal-Conscription bleibt uns vom Leibe. In Oesterreich hat man sie einführen wollen, allein nach den Zeitungen soll der Oesterreichische Adel mit eben so vieler Tapferkeit als Patriotismus dagegen protestirt haben, und so wollen wir es vermög der in Wien fabricirten Adelskette auch machen. Woher also Geld nehmen zu einem standesmässigen Aufwande? Wir umringen

zwar unermüdet den Thron mit vorgehaltenen Hute; allein wer das Herz eines Titus hat, sollte auch die Schätze eines Crösus haben. Alles was seine freygebige Hand spendet, reicht bey weitem nicht hin. Wir haben Felder; aber wer soll sie bauen, wenn man uns mit der Jurisdiction auch die Frohnen nimmt? sollen wir etwa selbst hinter dem Pfluge hergehen, wie die Feldmarschälle einer gewissen Stadt Rom? sollen unsere Weiber und Töchter mit ihren zarten Händen Kühe melken, Hanf spinnen, wie weiland die königliche Tochter Lukrezia? ihre schmutzige Wäsche selbst waschen, wie Nausikaa die Töchter des Königs Alkinous? Absit! Ach! und trügen unsere mit dem Schweiße unserer Unterthanen gedüngte Felder zehnfache Erndte, so würde es doch nicht frommen, weil der Luxus in eben dem Verhältnisse steigt. Wir müßten Noth und Mangel leiden, wenn wir

nicht thäten, was König Ludwig XIII nannte: der Henne die Federn so gelind ausraufen, daß sie nicht zu laut schreye; wenn wir nicht mit der Sichel der Gerechtigkeit unser Deficit dekten. Uebrigens sind wir seit vielen Jahren im Besitze diese Sichel zu unserem Vortheile über unsere Bauern Felder zu führen. Langer Besitz begründet ein Eigenthums-Recht. Das Eigenthum muß heilig seyn, und somit auch unsere Gerichtbarkeit sowohl in finanzieler Rücksicht, als auch als ehrenvolle Auszeichnung des Adels.

§. 41.

Ob in einem Staate ein Adel nothwendig sey, wie Montesquieu versichert, will ich dahin gestellt seyn lassen, und nur bemerken, daß eben dieses französische Kirchenlicht die privilegirte Klasse, mit so schwarzen Farben schildert, daß man sichs zur Schande rechnen müßte, zur selben zu gehö-

ren. Nach unserer Constitution existirt er als Staatskörper, und so lange er bestehet, müssen wir denselben ehren. Wir (ich wenigstens) gönne ihm so viele Pfauen-Federn als er tragen kann; aber Geyers-Klauen . .! Absit! Wer immer die Geschichte der Herzoge, und der Landstände von Baiern gelesen hat, weiß wie schwer es den ersteren wurde sich der letzteren zu erwehren; auch hüteten sie sich die Kaze zum Hüter des Spekes zu machen, sonst wäre die ganze Landes-Hoheit schon längst von den Ständen usurpiret worden. Dieser Usurpations-Geist ist noch in voller Kraft. Da seit Anfang dieses Jahrhundertes alle wichtigen Administrativ-Finanz- und Justiz-Präsidien mit adelichen Gutsbesitzern besetzt sind, so hat dieser böse Geist freyen Spielraum, und die vielen Verordnungen, daß in Privilegiensachen die Adelichen und Gutsbesitzer nicht mitstimmen sollen,

sind fruchtlos. Diesen täglich sich vermehrenden Usurpationen muß Einhalt geschehen.

Das ungerechte Gut heraus geben ist freilich dem Besitzer unangenehm; aber eine wesentliche Bedingung zur Absolution. Es ist in ganz Deutschland kein Rechtsgelehrter, der nicht anerkenne, daß die Jurisdiktion nicht anders als per delegationem principis ausgeübt werden könne; daß sie ein unveräusserliches Majestät-Recht sey, und also weder per delegationem perpetuam noch als ein annexum fundi an Private übertragen werden könne. Wenn also der Souverain die Delegation revocirt, so kann man unter keinem Vorwande klagen, daß er das Eigenthum des Delegati beeinträchtige, denn die Jurisdiction kann nie ein Eigenthum seyn, und zum Patrimonium eines Privaten gehören . . . aber dann geht der Adel zu Grunde! . . . einige Familien

mögen wohl darunter leiden, aber wenn dieser Mißbrauch fortbestehet, die Usurpationen fortdauren, so leidet das ganze Land. Uebrigens hat man uns wohl zum Besten, wenn man die Jurisdiktion als eine ehrenvolle Auszeichnung des Adels reclamirt. Was ist wohl beym Dorfrichter-Amte so ausgezeichnet ehrenvolles? die Patrimonial-Jurisdiction ist ja ein annexum fundi, und gehet auf jeden Käufer über. Die Fähigkeit zu Ausübung der Jurisdiction wird jedem Schuhfliker ertheilet, der die Nobilitationstaxe bezahlt. Der durch seine brutalen Anmassungen und Usurpationen so berühmte Gr . . von Sch . . der Bauer N . . zu E . . .; der Bauer G . . zu L . . . g; der Forster B . . zu E . . . d; der Schreiber N . . zu T . . f und V . . zu S . . s kommen alle ganz warm aus dem Nobilitations Backofen. Wodurch können sie und ihres gleichen ihre

Ansprüche auf ehrenvolle Auszeichnungen begründen? was kann dem älteren Adel an Erhaltung des Glanzes der Gr . ., R . . ꝛc. Familien liegen? das Interesse, nicht das Ehrgefühl vernietet die Glieder dieser Adelskette. Wen wird man wohl bereden, daß man sich so eifrig um das Amt eines Hirten bewerbe, wenn dem Bewerber nicht weit mehr um die Wolle als um das Wohl der Schaafe zu thun wäre?

§. 42.

Laßt uns auch ein wenig in der Zukunft lesen. Die meisten unserer adelichen Gutsbesitzer sind bis über die Ohren verschuldet. Alles Geld ist in den Händen der Juden. Wird eine Hypotheken-Anstalt eingeführet, so sind die Hebräer binnen wenigen Jahren Grundeigenthümer eines großen Theils des Reichs. Von ihnen wird die Wahl der Deputirten abhängen, . . . dafür ist gesorgt. Sie

müssen Christen seyn. ... Schlechte Vorsorge! So machen sie es wie vormals in Spanien, lassen sich zum Scheine taufen, und bleiben Juden. Ist Herr von Haller von öffentlicher Bekennung des angenommenen katholischen Glaubens dispensirt worden, warum sollte der Sanhedrein Bedenken tragen Dispensationen zu ertheilen? In Spanien hatten sie die Inquisition zu fürchten, welche die judaisirenden Christen dem Tausende nach verbrennen ließ. Bei uns haben sie nichts zu fürchten. Die Deszendenz von Dan, Nephtalix wird in unserm Reichsrathe, und in der zweiten Kammer sitzen, sie wird uns Gesetze vorschreiben und wir werden die Gabaoniten des auserwählten Volkes werden. Da wird dann auch ein Adel den Thron umringen, und zwar ein älterer als der unsere, denn jeder Jude führt seine Genealogie auf Abraham zurück.

Doch man mag mich immerhin für einen falschen Propheten halten; soviel ist gewiß, daß der reicheste, und mächtigste Adel in England ohne Gerichtbarkeit bestehe. In Frankreich ist die Gerichtbarkeit nicht nur durch die erste National-Versammlung, sondern auch durch den Code Napoleon aufgehoben worden, und die Remigrirten sind um kein Haar schlechter, als sie waren, seit dem sie aufgehöret haben Dorfrichter zu seyn. Eine Bürger-Klasse, die nicht bestehen könnte, wenn man nicht den widersinnigsten, den widerrechtlichsten aller Mißbräuche fortbestehen liesse, wäre ein unheilbarer Krebs im Staats-Körper. Wenn es thunlich wäre, daß der Souverain einen Theil seiner Gerichtbarkeit an Privaten wegschenkte, so gieng es wohl auch an, daß er an einzelne Bürger das Recht übertrüge Gesetze nach Belieben zu machen, nach Belieben Krieg zu führen. So war

die monstruöse Verfassung des weiland heiligen römischen Reiches; und dieser wird ja nicht die unsere nachgebildet werden sollen... So wie die vormaligen Reichsfürsten sich nach und nach aus den Trümmern des deutschen Reichs halbe Souverainitäten bildeten, so würden auch nach und nach unsere Gutsbesitzer sich durch erbettelte Privilegien, durch Usurpationen, und unter dem Schutze der mitbefangenen Ministerien und Präsidien patrimonielle Staaten bilden, und Baiern in Ritter-Cantone verwandeln.

§. 43.

Dieses wäre wohl möglich, sagt man; wenn es noch so wäre wie vormals, aber man hat für die Zukunft vorgebauet. Die Gutsherren, welche die Gerichtbarkeit ausüben wollen, müssen eigene Gerichtsbeamte ernennen, welche von den obern Gerichtsbehörden geprüfet, und approbirt werden,

und unter Aufsicht derselben stehen. Allein dadurch ist dem Uebel nicht abgeholfen. Diese Beamten sind und bleiben immer Privat-Diener der Gutsherren, und die Richter dürfen in keiner für den, der im Namen des Monarchen zu Gerichte sitzt, schmähligen Dependenz seyn. Ferner beweisen die vielen Klagen über Usurpationen, Ausdehnung der Frohndienste, Bevortheilungen bei Erbtheilungen, Verfälschung von Briefschaften, Uebernehmung an Taxgebühren ꝛc., daß diese Verfügung dem Ziele durchaus nicht entspreche. Den Bedrückten, sagt man, steht frei sich zu beschweren; aber lohnt es auch die Mühe, daß er um eine Prellerei von ein paar Gulden zehnmal mehr an Geld und Zeit verwende? Entschließt er sich dazu, so muß er einen Advokaten suchen, der den Muth habe gegen den großen und mächtigen Herrn eine Beschwerdeschrift zu verfassen; denn dieses ist nicht ohne Gefahr.

Die obere Behörde erlaubt sich wohl über den Verwegenen eine Inquisition zu verhängen. (Ich werde Thatsachen anführen, wenn man sie verlangt.) Bei der Oberbehörde ist der Präsident, sind mehrere Räthe Gerichtsherren, und diese stimmen mit, so vielen Verordnungen und Gesetzen zum Trotze. (Nur aus Schonung enthalte ich mich spezifische Facta anzuführen.) Meistens wird also der Kläger abgewiesen, wenn er auch Recht und darüber hat. Die Berufung gehet weiter, aber auch da ist die Organisation des Dicasteriums dieselbe; und da geschieht es wohl, daß der Gutsherr, der in der ersten Instanz als temere litigans in die Kösten verfällt wurde, in letzter Instanz den Prozeß gewinnt. Beim Ministerium des Innern ist der Referent selbst ein adelicher Gutsbesitzer. Hat also der Beschwerde Führende gegründete Hoffnung für seine Auslagen, und Zeit-Verlurst die Abhilfe seiner Beschwerden zu erlangen? Man-

wundere sich also nicht, wenn bei unzähligen Bedrückungen im Kleinen, dennoch so wenige Beschwerden einlaufen. Der Bedrückte bezahlt, bezahlt das Jahr darauf wieder; die jahrlang fortgesetzte Ungerechtigkeit begründet einen Besitzstand. Das Erpreßte wird zur Rente. Ist man um einen Titel verlegen; man macht sich einen; man verfälscht die Briefschaften. Sie werden ja nur von der Herrschaft ausgefertiget. Existiren entgegengesetzte Titel; man schafft sie bei Seite; dazu hat man Gelegenheit bei Sperren und Inventuren. Die Vormünder werden von der Herrschaft bestellt. Die Taxen zu bestimmen und zu berechnen; dazu hat man freie Hand. Kurz, es ist keine Art von Prellerei, die sich ein Verwalter, ohne Verantwortlichkeit, ohne das Mindeste zu wagen nicht erlauben dürfe; kein Beispiel, daß ein solcher themistischer Diebs-Gesell bestraft worden wäre. Das größte

Unglück, das ihn treffen kann, ist, daß er ersetzen muß.

§. 44.

Dieser Unfug soll doch nicht in alle Ewigkeit fortgesetzt, und zum constitutionellen Gesetze sanktioniret werden? Wie ist zu helfen? Nur durch Aufhebung aller Gutsherrlichen Gerichtbarkeit. Die kleinen schmutzigen Detail-Plünderungen können durch keine Controlle und Aufsicht verhütet werden. Die Grösseren werden jährlich vorschreiten, so lange die Organisation unserer Kollegien bestehet. Was würde es nützen, wenn man die hundertmal wiederholten Verordnungen und Gesetze zum hundert und erstenmale wiederholte? wer sorgt für die Befolgung? Etwa der Präsident? Es sey, daß er sie befolge, und ihm hierüber directe nichts zu Schulden gelegt werden könne? steht der Handel schlimm für den Herrn Bruder, so läßt er ihn lie-

gen, und bey unserer . . . Prozeß-Ordnung ist nichts leichter als einen Prozeß auf eine Ewigkeit hinaus zu spinnen, während welcher der Usurpirende Herr Bruder im Besitz bleibt, und der Kläger an Geduld und Geld erschöpft den Handel liegen läßt. So geht es fort von Jahr zu Jahr in progressiven Verhältnisse. Die Ungestraftheit muntert auf zu neuen Vergehungen. Zuletzt kommt es wie zu Carl des Großen Zeiten, wo die Delegati Principis deprecando et per machinationes dem Landmann so unerträgliche Bürden auflasteten, daß sie Haus und Acker im Stiche liessen, und davon liefen.

Ueber diesen Gegenstand dürften sich alle Gründe für und wieder auf die folgenden Fragen concentriren.

„1mo Ist nicht jede in Baiern existirende „Gerichtbarkeit eine vom Könige deligirte?

„2do Ist die Gerichtbarkeit nicht ein

„unveräusserliches Majestäts-Recht? kann „also eine Delegatio in perpetuum, oder „als annexa fundo statt haben?

„3tio Ist die dermalige Delegations-„Form nicht Land und Leut verderblich, und „wird der Mißbrauch der delegirten Juris-„diction nicht von Jahr zu Jahr verderb-„licher?

„4to Wird nicht durch diese Delegati-„onen dem Staate ein großer Theil seiner „Einkünfte (die Frohnen) entzogen?

„5to Muß etwa der König diesen Un-„fug fortbestehen lassen? hat er nicht für sich, „und ohne Rücksprache, mit den Kammern „das Recht alle bestehenden Jurisdictions „Delegationen zu revociren?

„6to Darf man sich nicht von der Ge-„rechtigkeits-Liebe des Königs versprechen, „daß er sie revociren, und das Schwerd „der Themis, das in den Händen der Dele-

„girten Sichelkrum wurde, wieder gerade „richten werde?

„7mo Wäre es nicht räthlich bey allen „Justiz- und Administrativ-Kollegien einen „eigenen Senat von Nichtprivilegirten Rä- „then zu bestellen und diesem Privative die „Cognition der Privilegien-Sachen zu dele- „giren?

„8vo Wäre es nicht erwünschlich, daß „zu Entscheidung der sogenannten Unterthans- „Sachen ein eigener Processus summaris- „simus bis zu der Zeit eingeführet würde, „wo die gänzliche Reform unseres Civil-Pro- „zesses statt haben wird?

9no Verdiente nicht eine treffliche Ein- „richtung, welche in Oesterreich besteht, „nachgeahmt zu werden? dort wird der vom „Gutsherrn bedrückte Landmann bey den Ju-

„stiz und Administrativen=Stellen von dem „kaiserlichen Fiskalamte unentgeltlich vertre= „ten, wenn er diese Vertretung verlangt.

Protestation
gegen
die Staelische Apotheose
des
Göthischen Faustus.

Da ganz Deutschland aufgefodert worden ist zu des noch lebenden unsterblichen Göthe Monumente beizusteuren, so habe auch ich nicht ermangeln wollen mein Schärflein beizutragen. Da man weiß, daß mir die Materialien nicht fehlen, um ein Monument aufzuführen so groß als der Thurm Babels, so dürfte man mich der Kargheit beschuldigen; allein da würden unsere norddeutschen Brüder böse werden, wenn ich unternähme ihre norddeutsche Sonne ganz aus Sonnenflecken zu mahlen.

Protestation gegen die Staelische Apotheose des Göthischen Faustus.

Wenn im englischen Parlamente die Minister irgend eine, Land und Leute verderbliche Maaßregel mittels der bestochenen Majorität durchsetzen, so protestirt die Minorität gegen diese Verfügung; das Verzeichniß ihrer Namen wird in alle Zeitungen einge-

rückt, und dienet der Posterität zum Beweise, daß das Verderben nicht allgemein war, nicht alle Votirende elende Schufte, feile Knechte der Minister waren, sondern daß es auch im brittischen Sodoma ehrliche, unbestechbare Patrioten gab.

Es hat sich auf unserm deutschen Parnaß eine Ministerial-Coalition gebildet, welche die Absicht zu haben scheint, den gesunden Menschenverstand, den guten Geschmack und allen ächten Kunstsinn aus Deutschland zu verbannen, und dagegen die erbärmlichste Phantasterei, den unsinnigsten Aberglauben, den tollesten Mystizismus an die Tagesordnung zu bringen. Zu diesem löblichen Entzwecke bedienen sie sich der deutschen litterarischen Journale, deren Redaktion sie an sich gerissen haben. In diesen posaunen sie die jämmerlichste Stümperarbeit als Produkte des erhabensten Genies aus, wenn diese Su-

deleien von einem der Nostraten gefaselt worden sind; und ungeachtet die meisten Leser wissen, daß unsere deutschen gelehrten Blätter nicht mehr das sind, was sie waren, so wird dennoch das Publikum irre geleitet, oder durch den absprechenden Ton der Rezensenten ins Bockshorn gejagt, und nimmt für Probe Gold die falsche Münze an, auf die sie ihren kritischen Stempel drücken.

Doch daran genügt ihnen nicht. Sie bemühen sich auch durch das expraktizirte Urtheil einiger Ausländer von Reputation zu imponiren. — Die Frau von Stael schrieb über unsere Litteratur eine Schlegeliade, in welcher sie gleich einem wohlabgerichteten Canarien-Vogel, das Lied unserer Transzendentalen meisterhaft singt. Sie stellt wie alle diese Herren, Göthe auf den höchsten Gipfel des deutschen Parnasses, und rühmt alles, was er sudelte, die Wahlverwandschaften,

welche in Frankreich kein Glück machten, ausgenommen, als das non plus ultra von Eleganz, blühender Einbildungskraft, Erhabenheit der Ideen ꝛc.

In Niederdeutschland scheint es diesen Herren gelungen zu haben, den gesunden Menschen-Verstand unter den Fuß zu bringen, und sein Stümpchen Licht ganz auszutreten. Dort gelingt es ihnen durch den Crystall-hellen Mystizismus des Catholizismus alle Köpfe zu begeistern, oder vielmehr schwindeln zu machen; allein dieser fabrizirte Enthusiasmus wirkt wie ein Rausch von schlechtem Bier, und produzirt nur Popanze von metaphisischen Systemen, erbärmliche Romane und Gedichte, von denen unbestochene französische und englische Kunstrichter mit Wahrheit sagen: qu'ils n'ont ni rime ni raison.

In Oberdeutschland glimmen noch einige Fünkchen gesunden Menschen-Verstandes,

so viele Mühe man sich wohl gegeben hat, auch dort sie zu erdrücken. Aber die Reklamationen der wenigen Gerechten in unserem litterarischen Sodoma kommen nicht zur Kenntniß des Publikums; unsere deutschen Journale nehmen nichts auf, quod non facit pro nobis, was nicht der Tendenz der neuesten litterarischen Aristokraten gemäß ist. Was zum Behufe der guten Sache in Oberdeutschland geschrieben wird, wird von den niederdeutschen Redakteurs mit ihrem kritischen Kothe ganz erbärmlich besudelt. Dadurch bewirken sie, daß sie allein im Glanze erscheinen, als Genien höherer Art bewundert werden, und daß die oberdeutschen Mezäne, welche wohl Journale aber keine Bücher zu lesen Zeit haben, ihre Landeskinder übergehen und mit Vocationen gegen niederdeutsche Genies freigebig sind. Dadurch wird es bald dahin kommen, daß die Sündenfluth des transzen=

dentalen Unsinns die höchsten Berge übersteigen wird, wenn uns nicht irgend ein Mirackel rettet, und wahrscheinlicherweise wird irgend ein Litterator der folgenden Jahrhunderte aus unseren litterarischen Zeitungen erweisen, daß es periodische Zeiten gäbe, wo ganze Nationen in die sogenannten Tölpeljahre kommen und der gesunde Menschen-Verstand auf einige Zeit ganz verlischt. Damit doch aber diese litterarischen Geschichtsforscher bei sorgfältigerem Nachforschen sich zu überzeugen Gelegenheit haben mögen, daß die Verfinsterung des Verstandes bei uns nicht allgemein war, und daß es doch rari nantes in Gurgite vasto gab, die ihre Stimme gegen die Tyrannei und Barbarei des Unsinns erhoben haben, so habe ich mich entschlossen, eine Kritik des göthischen Meisterwerks, seiner Tragödie Faustus, drucken zu lassen, in der Hoffnung dadurch zu bewirken, daß doch

wenigstens einige Leser von der Cantagion des schlechten Geschmackes werden gerettet, und dahin gebracht werden mögen, nicht bloße Nachbeter der niederdeutschen Immortalitäts-Krämer zu seyn, sondern die Augen zu öffnen, Selbstdenker und Selbstrichter zu werden.

Die Tragödie des Faustus ist, so versichern uns seine Ruhmstrompeter, was den Italienern die Comedia divina ist, nur in einer weit höheren Categorie. Der Held dieses Trauerspiels ist nicht der berüchtigte Faust, sondern der Mephistopheles, der leidige Satan, doch kein gemeiner Teufel, kein Miltonischer, kein Klopstockischer, sondern ein Teufel eigener Art, ein mehr humanisirter Teufel, ein ganz eigenes Geschöpf der sublimesten göthischen Phantasie; ein Zauberbild ganz neuer Art, von Meisterhand entworfen und colorirt. Alles ist göttlich in dieser magischen Darstellung, die eine unerschöpfliche Ueppig-

keit blüthenreicher Imagination mit der erhabensten Diktion vereiniget, und den Leser in immerwährender Spannung nie getäuschter Erwartung erhält, und ihm das Wonnegefühl schauderhafter Bilder in vollem Maaße gewähret. Doch sieht man wohl, daß das so verschwenderisch gespendete Lob nicht vom Herzen fließt, und von der Selbsttäuschung des Lobredners herrühre. Rezensenten, denen es damit Ernst ist, begnügen sich nicht im Allgemeinen Blumen mit voller Hand auszustreuen, sie gehen ins Detail, und führen die schönsten Stellen des Gedichts als Belege ihres Kunstrichter-Urtheiles an. Nicht so die Lobredner des Faustus. Die Frau von Stael, welche mit äusserster Anstrengung in ihr französisches Trompetchen stößt, wagt es nicht, auch nur eine Stelle wörtlich zu übersetzen; weil sie wahrscheinlich fürchtete, daß die Belege das Widerspiel

von dem beweisen würden, was sie behauptet.

Als ich den Faustus zu Handen nahm, so wußte ich schon, daß die Gesetzgeber unseres deutschen Parnasses alle Gesetze cassiert hatten, welche dem Auffluge unseres Genies Fesseln anlegten. Die drey Unitäten, die wirklich zu eng von den Franzosen angezogen worden waren, hatten sie proscribiret. Die Comedie, das Trauerspiel wurden also weiter nichts als dialogirte Romane, eine Reihe Hogartischer Schilderungen von redenden und sich bewegenden Figuren dargestellt. Ich will nicht untersuchen, ob man hierin nicht zu weit gegangen sey, und ob man nicht das Kind mit dem Bade ausgegossen habe. Nur will ich bemerken, daß sich unser Genie, seiner Entfeßlung ungeachtet, dennoch nicht hoch aufgeschwungen habe. Es ist ein Irrthum, daß sie Regellosigkeit dessen Aufflug

begünstige. Damit das Wasser wie im isländischen Geyser, oder in unsern künstlichen Springwerken sich zu schwindelnden Höhen erhebe, muß es in enge Canäle eingeschlossen seyn; und wer zweifelt daran, daß die Gedichte unserer großen Meister den Fesseln des Rythmus ihren vorzüglichen Werth verdanken? der sublime Gedanke des Dichters wird Maxime, wird Sprichwort, wenn er in harmonische Verse eingekleidet ist, und macht lange nicht den bleibenden Eindruck, wenn er in Reim und rhytmusloser Prosa vorgetragen wird. Der gute Dichter weiß sich wie Wieland, und andere nicht transzendentale Dichter dieser Fesseln ungeachtet frey zu bewegen. Man merkt ihm nicht den Zwang an, den ihm die Gesetze der Versifikation auferlegen, und kann er das nicht, so ist er ein Stümper, den nie Apoll und die Musen inspirirt haben. Allein auch diese

Fesseln sind unseren Novatoren zu schwer. Die romantische Poesie hat sie abgeworfen, und ihre hinkende Prosa gilt für Jamben; auch die Gesetze der Grammatik wollen unsere Reformatoren des Parnasses nicht anerkennen, und die gröbsten Sprachfehler gelten für poetische Lizenzen. Nun wird sich aber wohl unsere deutsche Muse zu schwindelnden Höhen erheben, unser Pegasus, die Dichterlinge so hoch führen, daß ihnen der Mond so groß als ein Schweizerkäß erscheint? Weit gefehlt; diese Herren fliegen wie die fetten Gänse, und galopiren wie die mageren Kühe, welche die Hungersnoth über Egypten ankündigten.

Ich kannte alle diese Wehen unserer gesetzlosen deutschen Litteratur. Ich war vorbereitet eine romantische Schöpfung nach dem neuesten Geschmacke zu finden. Allein was ich fand, übertraf meine Erwartung, und

ich hatte nicht sobald den Prolog im Himmel gelesen, als ich dieses Meisterwerk unter den Tisch warf.

Diese Scene ist aus dem Buche Hiob entlehnt, oder vielmehr parodirt. Der Himmel ist offen, Gott der Herr sitzt auf dem Throne von den himmlischen Heerschaaren umringt. Die drei Erzengel treten vor, und relationiren, daß in der Planeten-Welt alles gut gehe; aber in so gemeinen nonsensikalischen Ausdrücken, daß man über die Unbeholfenheit dieser himmlischen Hofkavaliere vor Aerger lachen muß. Raphael sagt: „daß der Anblick der Sonne den Engeln Stärke gebe, wenn keiner sie ergründen mag." Dieses ist ein ganz erbärmliches Gallimathias, in das kein Exeget ein Atom gesunden Menschen-Verstandes exegisiren kann. Auch kann er nicht deutsch, und sagt im Ablativ am ersten Tag, statt am ersten Tage. Eben so

kauderwelsch und platt ist die Dicerie des Gabriels, die der des Raphaels geradezu widerspricht, denn der erste sagt, die Sonne reise im Donnergange. Gabriel aber versichert, der Erde Pracht drehe sich unbegreiflich schnelle (wegen des Reims mit Helle). Also ist entweder Raphael oder Gabriel ein Erzstümper im Weltsysteme. Er sagt, das Meer schäume auf in breiten Flüssen im Grund(e) der Felsen; dieses ist geradezu nicht wahr. Die Quellen, wenn sie auch durch Infiltration der Meere entstehen, schäumen nicht in breiten Flüssen, sondern in sehr kleinen und schmalen Bächen auf. Auch Gabriel begehet jämmerliche Schnitzer gegen die Grammatik, um des lieben Reimes willen.

Michael liefert auch Beiträge zu den Elegantiis des Martinus Scriblerus. Die Stürme, spricht er, bilden wüthend eine Kette.

„Da schlägt ein blitzendes Verheeren
„Dem Pfade vor des Donnerschlags.“

Es sollte heissen: (vor) dem Pfade des Donnerschlags, das Verheeren schlägt vor dem Donnerschlage? und das blitzende Verheeren geht vor dem Donnerschlage? Was ist ein Pfad des Donnerschlags? Seit wenn denkt man sich den Tag Gottes wandelbar? Die lieben Bothen reden so albern, daß der liebe Herr-Gott nichts klügers thun konnte, als sie in die Schule schicken, um etwas Grammatik und physische Astronomie zu studieren. Keiner von unseren Hofschranzen ist ein so jämmerlicher Ignorant, als die lieben göthischen Erzengel.

An diesem jämmerlichen Hofe ist Mephistopheles der Hofnarr, aber ein ganz erbärmlicher langweiliger Narr. Der liebe Herr-Gott, hätte er sich auch das Lachen nicht abgewöhnt, konnte doch unmög-

lich über seine schlechten Spässe, und seiner auf allen vier Füssen hinkenden Vergleichung des Menschen mit der langbeinigten Cicade lachen. Der Kreis des Hofgesindes hat Recht, wenn es diesen dummen Teufel verhöhnt. Er lügt so dumm, daß man die Geduld des lieben Herr=Gotts, der solches Zeug anhören mag, nicht genug bewundern kann. Er sagt, daß die Vernunft an allem moralischen Uebel schuld sey, und der Mensch ihr Licht mißbrauche um thierischer zu seyn, als jedes Thier.

Den lieben Herr=Gott ärgert es ein wenig, daß er dem Mephistopheles nichts zu Danke machen kann, und fragt ihn dann, ob er seinen Knecht den Faust kenne. Nun erwartet man eine charakterische Schilderung des Helden, und seines unersättlichen Durstes nach überirdischen Kenntnissen; welches glückliche Thema zur beisendsten Satyre über

unsre Bücher-Wissenschaft! allein dieses wird mit acht schlechten Versen abgefertiget, und der Teufel sagt:

„Und alle Näh' und alle Ferne
„Befriedigt nicht die tiefbewegte
Brust."

Von solchem Kauderwelsch mag der Teufel ein Wort verstehen.

Der liebe Herr-Gott ist auch in Gleichnissen unglücklich und ungeachtet er versichert, er wisse so gut als der Gärtner, wenn der itzt erst grünende Faust Blüthen und Früchte tragen werde, so biethet ihm doch Mephistopheles eine Wette an, daß dieser Baum keine guten Früchte tragen werde: ungeachtet doch der liebe Herr-Gott doch wenigstens so klug als ein altes Weib seyn, und den Bock also nicht zum Gärtner machen sollte, so giebt er doch dem Teufel die Erlaubniß, sein Unwesen mit dem guten Faust zu trei-

ben, worüber sich Mephistopheles herzlich freuet, daß ihm vergönnet sey, ihm mitzuspielen wie die Katze mit der Maus.

Denn für den Leichnam ist er nicht
zu Haus,
Mit Todten mag er sich nicht be-
fangen,
Er liebt die vollen frischen Wangen.

Merkt euch's ihr rosenwangigten Mädchen, ihr seyd die Teufelsbraten, nach denen Mephistopheles lüstern ist.

Diese allerhöchste Conversation muß wohl nach Tische statt gehabt, und der liebe Herr-Gott sich am Necktar ein Prälaten-Räuschchen angetrunken haben, denn nun fängt er an so albernes Zeug zu schwätzen, daß Gott-Vater im Tollhause es nicht ärger machen könnte. Er versichert den Teufel, daß er ihn nie gehaßt habe, und ertheilt ihm freien Zutritt im himmlischen Hofe. Er sagt, der Teufel

fel sey dem Menschen nothwendig um zu verhüten, daß er nicht in Unthätigkeit verfalle. Hierauf folgt ein mystisches Gallimathias, mit dem sich das Gallimathias im Medecinmalgré lui gar nicht messen kann.

„Wir gönnen euch, ihr ächten Götter-Söhne,
„Euch zu erfreuen der lebendig reichen Schöne.“

Wir schwache Erdensöhne verstehen nicht wie das Werdende die Göttersöhne umfassen könne mit den holden Schwanken der Liebe, und wie man die schwankende Erscheinung mit daurenden Gedanken befestigen könne. Unserer beschränkten Fassungskraft erscheint diese elende Reimlerey als ein sinn- und hirnloses Wortgedudel.

Mephistopheles lobt den alten Herrn, daß er so menschlich (so närrisch sollte er sagen) mit dem Teufel rede. Ich würde da-

raus schließen, daß er, oder vielmehr sein Wortführer alt werde, und zu radotiren anfange.

Uebrigens wird jeder, in der Mechanik der Versifikation auch nur halb Eingeübte, erkennen, daß Herr von Göthe ein sehr schlechter Versifex sey. Bey jeder Zeile thut der Vers entweder der Construktion, oder dem Gedanken, den er hineinzuzwängen sich mühet, Abbruch. Dieser Prolog ist ein wahres Muster, wie man nicht in Versen schreiben soll. Die verflossenen Zeitalter haben nichts aufzuweisen, das in Rücksicht auf anmassende Erbärmlichkeit mit diesem Prolog zu vergleichen wäre.

So viel, aber lang nicht alles, was ich über den Prolog zu sagen hätte. Ich muß mich aber kurz fassen, weil ich ein lang und leider auch langweiliges Stück Arbeit übernommen habe. Dem Leser soll ich beweisen,

daß der berüchtigte Faust eine usurpirte, und unverdiente Celebrität genießet, und sie nur dem verderblichen Gemeingeiste einer Associatio obscurorum virorum verdanke, über die ein Hutten schon längst hätte Gericht halten sollen. Sie loben das Miserable, damit ihr Erbärmliches doch einigen Werth habe; denn wenn erkannt würde, daß der Faust ein nonsensikalisches Produkt ist, was wäre dann der Allarkos, der Lakrymas, der gestiefelte Kater, der Kaiser Oktavianus, der Prinz Zerbino und andere Mißgeburten der neuen Schule? Mich veranlasset keine Celebritäts-Rivalität über des Herrn von Göthe Faust die Lauge strenger Kritik auszugießen. Ich wandle nicht auf seinem Pfade zum Parnasse, und würde mich freuen, wenn er unsere deutsche Sprache mit einem Meisterwerke bereichert hätte. Allein ich erröthe für mein Vaterland, wenn ich sehe, daß unsere Nach-

baren, die Franzosen und die Britten, uns allen gesunden Menschenverstand, allen guten Geschmack absprechen, weil in allen Journalen, in Abhandlungen über die Litteratur, einstimmig, ohne Widerrede, den abentheuerlichsten Popanzen als rechtmäßigen Geburten der Musen und Grazien gehuldigt wird. Unter der Menge von Bravorufern mag zwar meine Stimme verhallen, doch genügt mir mein Möglichstes gethan zu haben; und gelingt es mir auch nur einen Leser zu bekehren, und von Anbetung dieses Ungeheuers zurückzubringen, so soll mich meine undankbare Mühe nicht gereuen.

Ich habe dem Herrn Verfasser schon gleich Anfangs die Verbindlichkeit, die aristotelische Regel der drey Einheiten erlassen; dennoch ist eine andere Einheit in der Vernunft und nicht in der Authorität gegründet, und dieses ist die Einheit des Zweckes. Im-

merhin mag ein Schauspiel aus unzusammenhangenden Scenen und Schilderungen bestehen, wie die Coulissen des Theaters. Sie müssen doch alle auf denselben Gesichtspunkt gerichtet seyn. Der Charakter der Helden des Stückes muß Haltung haben, und muß in allen verschiedenen Situationen, in die er versetzt wird, derselbe bleiben. Jedermann wird eingestehen, daß ein Schauspiel, in welchem dieses natürliche Gesetz der Dramaturgie nicht beobachtet wird, Stümper-Arbeit sey.

Den Gesichtspunkt bestimmt der Titel, oder wie hier der Prolog. Der Teufel hat dem erzdummen lieben Herrgotte darüber eine Wette angeboten. Ob?

„Ein guter Mensch in seinem dunklen
Drange
„Sich sey des rechten Weges wohl
bewußt.“

Zu deutsch: ob der durch Wissenschaft und Vernunft ausgebildete Instinkt hinreiche, um den guten Menschen auf dem Wege der Tugend zu erhalten. Gott sagt ja; der Teufel wettet auf Nein, und soll seine Wette gewinnen. Da erwartet man also mit Recht einen schweren Kampf zwischen dem dunklen Drange zum Guten und den Lockungen des Teufels zum Bösen; und hier liegt ein unerschöpflicher Schatz moralischer Darstellungen, die ein Dichter, welcher die Weihe der Kraft erhalten hätte, sehr gut benutzet haben würde. Dazu war nicht einmal viel hocus pocus nothwendig. Der Teufel, der einen mit Tugenden und Talenten ausgerüsteten Mann vor sich hatte, brauchte nur denselben eine schiefe Richtung zu geben, und zu veranstalten, daß sein für das Wohl seiner Mitmenschen glühendes Herz mit schnödem Undanke gelohnt wurde; so verwandelte sich sein

edles Wohlwollen in Haß und Verachtung, so wurde er ein Egoist, ein Napoleon, ein den Menschen desto gefährlicherer Feind, als er ihnen an Talenten weit überlegen wäre. Um ihn nach schwindlender Erhebung zu Falle zu bringen, wäre der Zauberstab beynah überflüssig. Er genießt zwar alles, was den Menschen erwünschlich scheint. Nur fliehet ihn das Glück, und die innere Zufriedenheit. Er wird die Geisel der Menschheit, und fällt als Opfer ihres Hasses.

So würde ein Liebling Apolls und der Musen den Faust geschildert haben; aber der Göthische Faust ist ein armseliger Pedant, der in der gemeinsten Sprache die gemeinsten Ideen auskramt. Es lohnt gar nicht die Mühe, daß der Teufel seiner Anstelligkeit aufbiethet, um ihn zu kapern. Er gehöret ihm ja schon mit Seele und Leib zu, ehe noch der Bocksfüßler erscheint. Er ist ja ein Freigeist.

„Ihn plagen ja keine Skrupel noch
Zweifel,
„Fürchtet sich nicht weder vor Hölle
noch Teufel.“

Dafür, weil er sich nämlich nicht fürchtet, ist ihm auch alle Freude entrissen. Er will ein Selbstmörder werden, und wird am Selbstmorde nur durch die frohe Nachricht gehindert, daß Christus erstanden sey. Allein ist dieser attentirte Selbstmord wenigstens gut und erhaben motivirt, wie die des Britten, der, nachdem er Scherloks Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele gelesen hatte, sich erhieng und über seinen Kamin schrieb:

Scherlok! Ich zweifle noch und hole
Kundschaft ein.

Ach nein, der arme Faust spricht ein ganz unverständliches Kauderwelsch in dem schlechtesten Gereimsel, das ja in 5ta von

irgend einem Studenten versifiziret worden ist. Mein Präzeptor hätte mir den Steiß vollgehauen, wenn ich so schlechte Verse wie die folgenden gemacht hätte.

O säh st du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal(e) auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult(e) herangewacht.

Ein Kranker, der in der Fieberhitze phantasirt, schwätzt lange nicht so albern als unser, oder vielmehr der Göthische Faust. Man höre:

Erkennest du dann der Sternelauf,
Und wenn Natur dich unterweißt,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.
Umsonst, des trockenen Sinnes hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt.
Ihr schwebt, ihr Geister neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich höret.

So geht es durch den ganzen Monolog. Er findet die Zeichen des Makrokosmus, die ihm das Herz mit Freude füllen, die Kräfte der Natur rings um ihn her enthüllen. Er fühlet ein junges heil'ges Lebens-Glück, neuglühend ihm durch Nerv und Ader rinnen. Doch gleich ist dieses neuglühende Glück erkaltet. Er will an den Brüsten der Natur saugen, und wird unwillig darüber, daß sie ihn dursten läßt; aber sieh! da kommt ihm ein neues Glück. Er sieht das Zeichen des Erdgeistes; da fühlt er neue Kräfte, und glühet wieder wie von neuem Wein(e). Diesesmal hat es der Herr von Göthe getroffen. Er macht seinen Faust seinem Herr-Gotte ähnlich; beede schwätzen als wären sie besoffen, und zwar vom schlechten Weine.

Faust citiret also den Erdgeist, aber bei dessen Erscheinung verfliegen die Weindämpfe; Faust zittert wie ein Schulknabe vor

der Ruthe. Der Erdgeist, welcher, man weiß nicht warum, brennend erscheint, spricht ein mystisches Kauderwelsch, und sagt:

Erschaffe am sausenden Webstuhle die Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Der göthische Cronos führet also keine Sense, sondern eine Weberschütze; und webt das lebendige Kleid Gottes. Solche knabenhafte Ideen werden uns als sublime Bilder zur Bewunderung aufgestellt.

Faust ist ganz betroffen darüber, daß ihm der Geist sagt: Er Faust gleiche den Geschöpfen seiner Phantasie, und nicht ihm. Das Klopfen des Famulus macht sein schönstes Glück zunichte... Welches Glück? Etwa die selige Wonne tiefgekränkter Eitelkeit?

Die Scene mit Wagner ist ganz episodisch, und trägt nicht im mindesten zu den Fortschrit-

ten der Handlung bei. Doch möchte sie bestehen, wenn sie uns für ihre Unnützlichkeit durch die Erhabenheit der vorgetragenen Maximen, und die Schönheit des Vortrags entschädigte.

Doch Göthes Reden, die so blinkend
sind,
In denen er Gedanken Schnitzel
kräuselt,
Sind unerqui k l i ch(end) wie der
Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Er sagt oft erbärmliche Plattheiten, und wenn er irgend einen guten Gedanken aufschnappt, so weiß er ihn nie in die eigenen passenden Worte zu kleiden, und ihn in einem edlen gefälligen Style vorzutragen. Nachdem sich Wagner entfernt hat, fährt Faust fort zu deliriren. Als Wagner kam, fluchte er ihm alles Unglück auf den Hals,

weil er durch sein Klopfen sein schönstes Glück zu nichte gemacht habe. Nun dankt er ihm; denn er riß ihn ja von der Verzweiflung los, die ihm die Sinne schon zerstören wollte. Indessen ärgert es ihn gar gräßlich, daß ihm der Erdgeist den Rang strittig mache.

Darüber gelangt er zum Erkenntnisse, daß es in seinem Hirnkasten spucke; da fangt er an mit einer Flasche Gift zu liebäugeln. Er wähnt, er schwimme schon auf dem hohen Meere, er fahre schon durch die Luft in einem feurigen Wagen. Er will zeigen, daß er sich nicht vor der Hölle, dem Geschöpfe unserer Phantasie fürchte; den Göttern will er gleich werden, und darum entschließt er sich heiter und, wär' es mit Gefahr, in Nichts dahin zu fließen.

Er setzt die kristallne reine Schaale,
Die er zog aus ihrem alten Futterale,

an, und kredenzt sie, wem? dem Morgen.

Da singt es, (es ist der Ostertag) Christus ist erstanden. Dieses tiefe Summen, und dieser helle Ton, ziehen ihm mit Gewalt das Glas vom Munde. Er glaubt zwar nicht an Christus, und die Auferstehung, (also gehöret er schon dem Teufel) aber es erinnert ihn an seine Knabenjahre. Er fängt an zu weinen, und die Erde hat ihn wieder. Worüber sie dann sehr froh ist. Die Jünger singen. (Welche Jünger?)

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben (nicht nach unten)
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben.

Die Feder fällt mir aus der Hand! Ich ermüde: diesen Augias-Stall zu reinigen, ist mehr als Herkulische Arbeit.

Von dem unedlen der Diktion, von der Erbärmlichkeit der Versifikation, werde ich

in der Folge schweigen; an dem, was der Leser sah, hat er Beweise genug, daß der Herr Verfasser in Beziehung auf den Versebau sich auch nicht mit den mittelmäßigen Dichtern der alten Schule messen könne. Der Gegenstand unserer Kritik sey also nur die Reihe und der Zusammenhang der Scenen, die Maschinerie des Gedichtes, die Verkettung des Ideenganges.

Faust und Wagner gehen spaziren vor das Thor, wo sich Spaziergänger aller Art versammeln, die viel schwätzen; aber nur das Allertrivialeste, und durchaus nichts sagen, das in die Haupthandlung eingreift. Unter diesen unbedeutenden Menschen freuet sich Faust, daß er Mensch seyn dürfe. Aber Wagner ist ein Feind roher Vergnügungen.

Bauern beim Tanze und beim Gesange sehr gemeiner Lieder, erkennen den braven Doktor, der mit seinem Vater sie in der Pest

curirte, und danken ihm. Er verweiset ihren Dank an Gott, der helfen lehrt und Hülfe schickt. Sie gehen weiter, und Wagner meint, es sey herzerhebend den Dank und die Verehrung der Menschen zu erndten. Faust aber gestehet, daß er und sein Vater mit höllischen Latwergen, in diesen Thälern, diesen Bergen weit schlimmer als die Pest getobt. Dieser Gedanke ist nicht schlecht, aber sehr platt und gemein vorgetragen.

Faust wünscht sich Flügel. Wagner beneidet die Vögel nicht darum; aber den Faust beneidet er um seine Wissenschaften; denn wenn er (Faust) ein würdig(es) Pergament entrolle, so steige der ganze Himmel zu ihm nieder. Faust sagt, er habe zwei Seelen, die eine klebe mit klammernden Organen an der Erde, die andere wolle auf zu den Gefilden hoher Ahnen. Dann wünscht er sich einen Zaubermantel, der ihn in fremde

Länder trüge. Er beschwöret die Luftgeister ihn wegzuführen.

Wagner warnet ihn vor der ihm wohlbekannten Schaar dieser Geister, die, wenn sie von Norden kommen, sich von der Lunge der Menschen mästen, und sammt und sonders argen Spuck treiben.

Doch gehen wir! ergraut ist schon die Welt. Das heißt, es ist Abend; aber Faust erblickt mit starrem Blicke einen schwarzen Pudel, der auf seinem Pfade einen Feuerstrudel mitfortzieht; Wagner redet ihm diese Grillen aus, und versichert ihn, er sey ein ganz gemeiner Pudel.

Er (der Pudel) verdiene seine Gunst
ganz und gar,
Er (der Pudel) der Studenten treff-
licher Scolar.

Sie nehmen den Pudel mit nach Hause.

Es ist die Pflicht eines Kritikers, nicht

bloß zu tadeln und die stümperhaften Fehler auszuheben; er soll auch das Gute ins gehörige Licht stellen. Allein ich biethe jeden auf in dieser oder irgend einer der vorigen Scenen auch nur eine gute Stelle aufzufinden, wo ein erhabener Gedanke in guten fehlerfreyen Versen ganz und edel ausgedruckt ist. Verse wie die folgenden:

Du hast wohl recht, ich finde nicht die Spur
Von einem Geiste, und alles ist Dressur

sind unter aller Kritik, und so sind fast alle.

Studier-Zimmer.

Der pudelnärrische Pudel ist nun niemand anders als der leidige Gott sey bey uns. Warum er sich in einen Pudel incarniret, erfährt man nicht. Bey Faust, (dem Freygeiste) der an keinen Teufel, keine Hölle, keinen Christus glaubt, regt sich die Liebe Gottes, der Pudel wird unruhig.

Vernunft (die) fangt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder a n zu blühen.
Der Pudel knurret zu den heiligen T ö n e n,
die itzt Fausts Seele ganz u m f a s s e n.
Er kriegt bey dieser frommen Stimmung lange Weile. Er sehnet sich nach Offenbarung,
die nirgends würdiger und schöner brennt,
als in dem neuen Testament(e).
Die Offenbaruug brennt im Testament!

Ohe!

Er will es ins Deutsche übersetzen, und bleibt im Anfange stecken. Für: im Anfange war das Wort, übersetzt er: Im Anfange war die That! Da heulte der Pudel jämmerlich, vermuthlich über die schlechte Uebersetzung. Sieh! da verwandelt sich der Pudel in ein Nilpferd. Faust greift zum Schlüssel Salomonis. Da stimmen die Geister einen Chor an, und lachen darüber, daß der Fuchs in die Falle gegangen ist. Faust fängt eine

Beschwörung an, und zuletzt verwandlet sich der Pudel in einen fahrenden Scholasten, um dem Faust Gelegenheit zu einem albernen Spaße zu geben. Wer bist du? fragt Faust —

Ein Theil von jener Kraft,
die stets das Böse will, und stets das Gute schaft.

Man merke nun dieses Apophtegma der allerneuesten Schule. Nur das Widersprechende ist wahr; nur das Ungereimte ist sublim. Bey allen seinen Hexenkünsten ist Faust kein Oedip, und kann dieses Räthsel nicht lösen. Er fodert den Schlüssel oder Auflösung desselben: Ich bin (antwortet Mephistopheles) der Geist, der stets verneint.

So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Da ist dem Faust nun klar, wer er sey. Doch bleibt ihm ein Zweifel: warum er sage,

er sey ein Theil jener Kraft. Die sublime Antwort, das Schiboleth der allerneuesten Philosophie verdient nachgelesen zu werden. Für uns gemeine fünfsinnige Menschen ist dieser Gallimathias zu sublim.

Faust sagt ihm, er treibe da ein schlechtes Handwerk; er solle sich auf ein besseres verlegen. Mephistopheles bittet sich Bedenkzeit aus. Nun bittet er um Erlaubniß, sich zu entfernen. Der nicht gut geschlossene Drudenfuß habe ihm zwar erlaubt herein, aber hintere ihm hinaus zu gehen. Faust aber hält ihn fest.

Der Teufel macht bonne mine à mauvais jeu; und läßt ihn von seinen Geistern durch ein erbärmliches Dideldumdey in den Schlaf singen. Sobald Faust eingeschlafen ist, commandiret Mephistopheles den Ratten das Pentagramma wegzufressen, und macht sich aus dem Staube. . . . Ob es möglich

ist einen albernern, unzusammenhängendern Traum zu träumen? . . . Noch dato ist der Teufel nicht um ein Haar weiter gekommen. Er kommt als Pudel, verwandelt sich in einen Scoliasten, und geht wieder, man weiß nicht warum. Noch ist keine Teufelsbatterie schußfertig. Uebrigens ist er ein dummer Tenfel; er sagt gerade zu was er ist, und daß er seine Freude daran hat, alles zu verderben. Wenn also Faust sich mit ihm einläßt, so ist es seine Schuld. Wir können mit ihm kein Mitleid haben.

Da erscheint wieder Mephistopheles, aber nicht als Scolast, sondern als galonirter Junker. Er ladet den Faust ein, sich auch so zu costumiren, um frey zu erfahren, was das Leben sey. Allein er findet ihn in hypochondrischer Laune. Er schwätzt wie ein Narr, und verflucht den Saft der Trauben, die Liebeshuld, die Hoffnung, den Glauben,

und die Geduld. Das Daseyn ist ihm eine Last, der Tod erwünscht, das Leben verhaßt. Warum? Er hat etwas im Leibe. . . . Was dann? . . . einen Gott, und zwar einen lahmen, ohnmächtigen Gott, der nichts bewegen kann.

Die Geister singen wieder Unsinn; Mephistopheles ladet ihn ein, sich diese Grillen aus dem Kopfe zu jagen, und biethet seine Dienste an. Der Teufel ist ein Egoist, spricht Faust. Um Gotteswillen thue er Niemanden Gutes. Er solle sagen, was er für Lohn fodere, was er dagegen leisten wolle; dann machte er sich verbindlich, des Teufels zu werden, wenn dieser bewirken könne, daß er (Faust) beruhigt auf dem Bette faulenze, sich selbst gefalle, und mit Genusse betrogen werde. Der Teufel gehet den Acord ein. Die Verschreibung wird mit Blute signirt.

Das traurigste bey der Sache ist, daß

der Sieg dem Teufel gar keine Mühe macht, seine Schalkheit und Anstelligkeit zu gar keiner schweren Arbeit auffordert. Da ist auch nicht der Schatten eines Kampfes zwischen Tugend und Laster. Faust ist vielmehr recht froh, daß der Teufel den Contract eingehet. Gott habe ihn verschmähet; der Faden seines Denkens sey abgerissen. Ihn eckle alles Wissen an. Er wolle sich im Meere der Sinnlichkeit ersäufen, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, will er selbst genießen; dem Unendlichen will er sich nähern ꝛc. Nun merke wohl, geliebter Leser, daß alle diese Thorheiten keine Eingebungen des Teufels seyen. Mephistopheles sucht ihn vielmehr durch ein eben so plattes und langweiliges Kauderwelsch zur Raison zu bringen. Er widerräth ihm das Spekuliren . . . Ein Kerl der spekulirt,

Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide,

Von einem bösen Geist im Kreis
herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne
Weide.

Der Mephistopheles erkennt selbst, daß Faust schon vor dem Contracte von einem Teufel besessen war. Wir aber glauben, daß er nicht in die Hölle, sondern in das Narrenhaus gehöre, mit allem was sein ist, nemlich Händ und Füssen, Kopf und Hintern. Vom sublimen Gallimathias, Unsinn in hochtönenden Worten, haben uns manche Dichter Muster gegeben, aber den göthischen Gallimathias mögte ich, als ein genre nouveau, den popularen Gallimatheus nennen, denn er wird in der gemeinsten und schlechtesten Sprache vorgetragen. Nach vielem Hin- und Herreden williget Faust zu Lustparthien ein, und Mephistopheles übernimmt seinen Schüler zu narren,

und abzufertigen. In einem Monolog sagt er, Faust wäre doch des Teufels gewesen, wenn er sich auch nicht selbst demselben übergeben hätte. . . .

Weil ihm das Schicksal einen Geist gegeben,
der ungebändigt immer vorwärts dringt.

Woraus dann meines Dafürhaltens legitima conclusione deduzirt würde, daß alle Transzendental-Philosophen mit Kopf und Hintern, und allem, was ihre ist, des Teufels seyen, wenn mich nicht die Betrachtung beruhigte,

daß ihr Geist, der immer vorwärts dringt,
Die Freuden der Welt nicht überspringt.

Das Gespräch zwischen dem Schüler und Mephistopheles ist eine von der Haupthandlung ganz isolirte Episode, in der einige wahre und treffende Bemerkungen in einem Meere platten Gewäsches ersäuft werden. Doch zeigt sich auch hier der Pferdefuß nicht

des Teufels, sondern der neuen transzendentalen Schule in dem Erbhasse gegen die Logik, die der Transzendental-Philosophie eben so zuwider ist, als dem Teufel das Weihwasser; und eben darum, weil der Göthische Teufel ihrer spottet, und sie um allen Credit zu bringen sucht, rathe ich allen denen, die gesunden Menschenverstand haben, sich an ihr fest zu halten, wie an einem ariadnischen Faden, damit sie den Klauen des Teufels oder dem Narrenthurme entgehen.

Wie gesagt! Der Sieg des Teufels über Faust macht ihm gar keine Ehre; Faust war schon sein, ehe er seine Teufelskünste gebrauchte. Aber dem albernen Göthischen Herr-Gotte bringt es Schimpf und Schande, deß er eine Wette eingieng, die schon verloren war, ehe das Spiel angieng. Mephistopheles ist ein gemeiner plattfüßiger Teufel de infima plebe diabolorum. Faust will

sich stürzen in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit, und Mephistopheles führt ihn nicht in den Strudel der großen Welt, sondern in einen Bierkeller, wo Mephistopheles ganz zwecklose Mirakel wirkt, und ein altes französisches Mährchen aufwärmt. Bey dieser langen Scene spricht Faust kein Wort, handelt nicht, sondern ist blos müssiger, untheilnehmender Zuseher.

In der vorigen Scene sahen wir den Faust noch in der vollen Blüthe der Jugend und Kraft, mit vollen frischen Wangen, wie sie Mephistopheles liebt; auch ist seine Seelenkrankheit eine jugendliche Narrheit, welche das reife Alter verschont. Gleich auf der folgenden Seite ist er 60 Jahre alt, und der Teufel führt ihn zu einer Hexe, die in ihrer Küche den Trank bereitet, welcher den Faust verjüngen, und ihm 30 Jahre vom Halse schaffen soll. Meerkatzen kochen den Brey zu dieser Universal-Tinktur.

Nun folgt eine ganz jämmerliche apokalyptische Konversation zwischen den Katzen und dem Teufel, während welcher Faust einen weiblichen Engel in einem Zauberspiegel sieht, in die er rasend verliebt wird, ungeachtet er noch die Last seiner überflüßigen 30 Jahre trägt, die über das Normalalter der Liebe hinaus sind. Der Teufel verspricht ihm dieses Götterkind zu kupplen, und amusirt sich mit den Katzen, die breite Bettler-Suppe kochen; der Kessel lauft über, und da erscheint die Hexe. Sie spritzt Flammen nach Faust, Mephistopheles und den heulenden Katzen. Mephistopheles zerschlägt mit dem Fliegenwedel ihr Küchengeräthe. Doch bald erkennt sie den Junker Satan, der sich diese Titulatur verbittet: Er sey, sagt er, ein Cavalier

wie andere Cavaliere.

Sieh her, das ist das Wappen, das ich führe.

(Er macht eine unanständige Gebärde.)

Mephistopheles verlangt für seinen Freund ein Gläschen vom Tranke der Unsterblichkeit. Er wird mit den hirnlosesten Ceremonien gereicht; Mephistopheles spricht:

Komm nur geschwind und laß dich führen,
Du mußt ein wenig transpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeusseres dringt.

Faust ist betrogen. Er hat ein Stimulans bekommen, statt des Trankes der Unsterblichkeit, denn der Teufel sagt leise:

Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe.

Ungeachtet Mephistopheles ein Cavalier ist, so führt er den Faust doch nicht bey seines Gleichen in den Cercle du beau monde ein. Faust sieht Margarethen, ein gemeines Bürgermädchen, und wird rasend verliebt. Er sagt dem Teufel, daß wenn er ihm das Mäd-

chen nicht gleich schaffe, so kündige er ihm den Handel auf. Der Teufel versichert, dieses gehe nicht so schnell an. Indessen wolle er ihn noch an demselben Abend in ihr Schlafgemach introduziren, und übernimmt die Anschaffung von Präsenten.

Der Teufel hält Wort. Faust weidet sich in ihrem Dunstkreise, wird von einem Wonnegrauß angefaßt, als er das Bettlein sieht:

Wo lag das Kind mit warmen Leben,
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben,
Entwirkte sich das Götterbild.

Wer verstehet solchen Schnickschnack?

Ein Kästlein mit Geschmeide wird in ihren Schrank gelegt. Margarethe fürchtet sich, singt ein Lied, findet das Kästchen, und wünscht das zu behalten, was darin ist.

In der folgenden Scene erzählt der Teu=

fel dem Faust, daß die Mutter das Kästchen der Mutter Gottes geschenkt habe, der Pfaff habe zu den Weibern gesagt:

Die Kirch allein, ihr guten Frauen
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Sehr witzig fällt Faust ein:

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud und König kann es auch.

Nun soll der Teufel neuen Schmuck schaffen, und die Nachbarin zum Kuppeln gebrauchen.

Margaretha und Mephistopheles kommen bey der Nachbarin Martha zusammen. Marthas Mann ist fort. Mephistopheles versichert sie, er sey todt; das hört sie gerne. Er verspricht ihr einen Todtenschein, den er und sein Kamerad beschwören wollen. Sie bestellt sie Abends in ihren Garten.

Mephistopheles beredet den Faust, falsch zu schwören, daß Martha's Mann todt sey.

Zusammenkunft mit Faust im Garten . . . Liebes-Erklärung, die so zärtlich ist, daß die Schöne sagt:

Mich überläuft's.

Was überlauft dann dem schönen Kinde?

Zweytes zärtliches rendés-vous im Gartenhäuschen, wo geküßt wird, das aber Mephistopheles, man weiß nicht warum, unterbricht.

Nun wird Faust ein Einsiedler, aber der Teufel lockt ihn aus seiner Höhle, und führt ihn in Gretchens Arme zurück. Er will mit ihr zu Grunde gehen. Mephistopheles macht ihm mit folgenden Worten Muth:

Du bist doch sonst so ziemlich eingeteufelt,
Nichts abgeschmackters find ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt.

Was hat wohl der Teufel zu hoffen?

Gretchen sehnt sich nach dem geliebten Faust, kommt bei Martha mit ihm zusammen

und fängt an ihn zu katechisiren. Sie fragt ihn, ob er an Gott glaube? Er antwortet ein transzendentales Gallimathias... Wie es mit dem Christenthum stehe? Er stockt! Sie warnet ihn vor seinem Kameraden. Er wünscht ein Stündchen ruhig an ihrem Busen zu liegen. Ihr wär' es ganz recht, aber die Mutter habe einen leisen Schlaf. Er giebt der Geliebten einen Schlaftrunk für die zu wachsame Mama.

Mephistopheles ärgert sich darüber, daß seine Phisiognomie dem Mädchen nicht gefalle. Er sagt zu Faust:

Du übersinnlich sinnlicher Freyer!
Ein Mägdlein naß führt dich...
Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

antwortet Faust. Solche Elegantias Frucht bringet die allerneueste romantische Poesie.

Die Mama ist am Schlaftrunke gestorben. Gretchen bekömmt einen dicken Bauch

und einen schlechten Leumund. Sie bethet zur Mutter Gottes, aber die Mater dolorosa hilft ihr nicht aus der Noth. Valentin, Gretchens Bruder, kömmt, um der Wirthschaft nachzusehen, fängt mit dem Teufel muthwillig Händel an, und wird von Faust erstochen. Gretchen gehet in den Dom, wo der Teufel ihr den Beichtspiegel vorhält, und sie so ängstiget, daß sie ohnmächtig wird.

In die Strafreden des Teufels fällt der Chor mit dem lateinischen Dies irae, dies illa etc. ein; aber Gretchen verstehet ja kein Latein, also muß diese Stroffe ohne Einwirkung auf sie seyn; warum ihr der b ö s e G e i s t gerade in der Kirche zusetzt, und ihr schlechte Verse ins Ohr orgelt, wie diese?:

Und dein Herz
Aus A s c h e n r u h
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen

Bebt auf.

Gretchen

Wär' ich hier weg! (Was hindert?)
Mir ist, als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte.
Gesang mein Herz
Im Tief'sten lösete, . . . erräth man
nicht.

Faust zieht mit dem Mephistopheles auf den Blocksberg in der Walpurgis-Nacht. Mephistopheles befiehlt einem Irrlichte ihnen den Weg zu weisen. Sie singen ein Terzet, welches jämmerlicher Nonsense ist. Sie sagen, daß sich die Klippen bücken, die Felsennasen blasen; Fels und Bäume, die irren Lichter, schneiden Gesichter. Mephistopheles räth dem Faust des Felses Rippen zu packen. Wie langweilig dieser Schnickschnack sey, ist schon daraus abzunehmen, daß sogar die Wurzeln der Bäume zu gähnen anfangen.

In diesem Hexenfeste ist nicht Ein Atom von Witz und Laune. Faust tanzt mit einer jungen Hexe, und singt: er sehe im Traum einen Apfelbaum mit zwei schönen Aepfeln und steige auf den Baum. Die Hexe freuet sich, daß diese Aepfel in ihrem Garten wachsen. Mephistopheles singt zu einer Alten, er sah im Traum einen gespaltenen Baum, der hat ein großes Loch, so groß es war, gefiel's ihm doch.

Faust bekömmt einen Eckel vor seiner schönen Tänzerin, weil ihr im Tanzen ein rothes Mäuschen aus dem Munde gesprungen ist. Sein geliebtes Gretchen erscheint ihm mit blutiger Halskresse auf dem Blocksberge.

So schöne Verslein zu machen, kostet Mühe. Um wieder zu Athem zu kommen, sind die folgenden Scenen in Prosa. Gretchen hat ihr Kind ermordet, und sitzt im

Kerker, während er auf dem Blocksberge tanzte. Ein großer herrlicher Geist ist ihm erschienen. Er murret gegen diesen großen Geist, daß er ihn an diesen Schandgesellen schmiede, ungeachtet ihm sein (Fausts) Herz wohl bekannt sey.

Der Teufel beruhigt ihn, indem er ihm verspricht, den Gefängnißwärter einzuschläfern, die Schlüssel zu stehlen, und für Pferde zu sorgen.

Faust und Mephistopheles reiten bei dem Rabenstein vorbei nach dem Kerker.

Faust horcht an der Thüre von Gretchens Kerker, hört sie singen:

Meine Mutter, die Hur, (re)
Die mich umgebracht hat,
Mein Vater, der Schelm,
Der mich (gessen) hat.

Gretchen ist stocknärrisch. Er will sie aus dem Gefängnisse führen; allein sie will

nicht, oder kann ihm nicht folgen. Warum? Mephistopheles schleppt den Faust mit sich fort.

Dem Himmel sey es gedankt; ich bin am Ende. Je mehr ich nun über diese lange Litaney von Unsinn nachdenke, jemehr wird mir wahrscheinlich, es gelte eine Wette, daß wenn ein berühmter Mann sich einfallen lasse, den flachesten langweiligsten Unsinn zusammen zu stoppeln, so werde sich doch eine Legion alberner Litteratoren, und schwindelnder Leser finden, die in diesem plattfüßigen Unsinne tiefe Weisheit und große Schönheiten zu finden, und heraus zu exegisiren wissen werden. Die berühmten Männer haben dieses mit dem Prinzen Piribinker, und dem unsterblichen Dalai Lama gemein, daß man ihren Kaka als Confekt auftischt, und als Reliquien verehret. War dieses des Herrn von Göthe's Absicht, so hat er die Wette gewonnen. Er hat bewiesen, was Caspar de Avila behauptete:

. . . llene u'n Volumen
De disperatos un Autor famoso,
Y si non le alabaren que me emplumen.

Jeder Geke, sagt er: El que menos comprehende,
Mas procura celebrar,
Solamente por non dar
A entender que non intiende.
Y en esto estilo perverso
Delo Crespo, y lo aturdido,
Passa asombras del Sonido
Toda Chilindrina en Verso.

Wir sehen hieraus, daß auch Iriarte, der Familiar sin demonio; der Mono y el Tiritirero diesen Vomito prieto, dieses pestilentialische Fieber kennen, an dem unsere Litteratur laboriret; allein unsere Krankheit ist um so gefährlicher, als wir unseren Zustand nicht kennen, und gesund, wie die Fische im Wasser zu seyn glauben.

Wie gesagt, seine Wette, wenn es eine ist, hätte der Herr von Göthe gewonnen; doch erlaube ich mir, eine kleine Warnung in Göthischen Reimen beyzusetzen:

Man sagt, es könne den Charakter verderben,
Wenn man Vorstellung als Handwerk treibt;
In fremde Seelen spricht und schreibt,
Und wenn man das sehr oft gethan,
Nehme man auch fremde Gemüthsart an.

Wer viel und oft schlechtes Zeug dichtet, dem klebt endlich die Unart an. Auch wenn's eine Wette gilt, so hat es der Herr von Göthe doch übertrieben; wären seine Knittelverse auch nur halb so schlecht, so wären sie doch schlecht genug; wäre sein Herr Gott auch nur halb so albern, so wäre er dumm genug. Sein Faust ist ein gar zu erbärmlicher unbedeutender Schafskopf. Der Teufel hat gar keine Ehre von seinem Siege; der Göthische Teufel ist auch nur stark im Ge-

sichter schneiden. Er thut nichts, das eines solchen Geistes würdig wäre. Er ist ein ganz gemeiner Teufel, der nicht einmal so viel im Vermögen hat, daß er sich einen Bock anschaffen könnte, um auf den Blocksberg-Ball zu reiten; ein frostiger Teufel, dem ganz winterlich im Leibe ist; die Kühlheiten, die er spricht, hätte Herr von Göthe doch hie und da mit Witz und Laune würzen können; er hätte doch seine Wette gegen den gesunden Menschen-Verstand gewonnen. Wenn ein Mann von Witz und Verstand den Narren spielt, so verräth er sich doch immer, so wie der Teufel sich am Pferdefuß verräth, wenn er auch den Heiligen spielt. Der Herr von Göthe spielt seine Rolle gar zu natürlich, und läßt uns auch nicht von Weitem errathen, daß sein Unsinn die Maske seiner Satyre sey.

Das weibliche Organ des Herrn Schle-

gel findet dieses Produkt der Göthischen Muse ein göttlich schönes Monstrum, c'est le Cochemar de l'esprit, schreibt sie, die Druth (der Alp) des Witzes. Göthe mag auch wirklich von der Druth gedrückt worden seyn, als er dieses Machwerk schrieb. Die Authoren, die albernes Zeug schreiben, sollten die Frau v. Stael bitten, ihre Ollaputriden zu übersetzen. Sie übersetzt nicht nur das Deutsche ins Französische (etwas ungetreu), sondern auch das Kauderwelsch barbarischer Verse in die Sprache der Vernunft; sie sagt, was der Author vernünftiger Weise hätte sagen können und sollen, wenn er das Geschick gehabt hätte, seine Halbgedanken in Worte einzukleiden; und ich halte dafür, Herr von Göthe sollte die französische Uebersetzung ins Deutsche übersetzen. Die Uebersetzung würde ihm mehr Ehre machen, als sein Original. Ein schlechter Maler malte

oder klekste ein historisches Gemälde. Ein anderer malte Ziffern zu jeder Figur und schrieb darneben Nro. 1. ist ein Pferd, Nro. 2. ist ein Weib ꝛc., diesen Dienst leistet die Frau von Stael dem Herrn von Göthe. Es mögen wohl einige Intentionen im Faust seyn; allein ein guter Dichter muß sie nicht hinkleksen; er muß die Kunst verstehen, sie richtig zu zeichnen und zu illuminiren. Ein reicherer Stoff für die Poesie ist nicht leicht zu finden, und man wird dem Dichter gram, daß er ihn so jämmerlich verhunzt hat.

Die Frau von Stael gleitet mit leisem Tritte über die hirnlosesten Scenen (die im Himmel, die vom Blocksberge, die mit der Hexe und dem Tranke der Unsterblichkeit.) Sie übersetzt keines von den erbärmlichen Liedern; sie bringt eine gewisse Ordnung und Zusammenhang in die Scenen. Sie läßt das ganz Erbärmliche, Triviale und Gemeine

weg; und so betrügt ihr Auszug den französischen Leser. Diese höfliche französische Dame macht sogar dem dummbösen Göthischen Teufel sehr schöne Complimente, und es wäre zu wünschen, daß Mephistopheles nur halb so viel Witz hätte, als sie ihm zum Guten schreibt. Er sagt durchaus gemeine triviale Sachen, und wie, in welcher Sprache sagt er sie? In welchem Tone spricht er mit Gott Vater? . . . Ich einmal finde nichts abgeschmackteres auf der Welt als den Göthischen Teufel, wenn er auch nicht verzweifelt.

„Une telle composition doit être jugée comme un reve, un mauvais reve,“ sollte sie sagen; aber unzusammenhängende Träume sollten nicht erzählt, und noch weit weniger als Meisterstücke ausposaunt werden. C'est l'oeuvre du délire de l'esprit, ou de la Satiété de la raison. Ach! da ist

nicht ein Tröpfchen Witz, aber wohl le comble de la deraison. Sie wünscht, daß Göthe keine Nachahmer finde, und hat Recht. Mais quand un génie tel que Göthe s'affranchit de toutes les entraves, la foule de ses pensées est si grande, que de toute part, elle renverse les regles de l'art . . . . .

Wer sich von allen Banden der Vernunft losreißt, ist ein Narr, oder schwätzt, schreibt wie ein Narr; der kluge Mann unterscheidet sich nur darin vom Thoren, daß er nicht alles sagt, noch weniger schreibt und drucken läßt, was ihm durch den Kopf fährt.

Diese Diarrhö von unverdaueten Ideen rühret nicht von einem übermäßigen Andrange von gesunden Flüssigkeiten, sondern von einer Relaxation des Sphinksers des Verstandes her, und ist ein Beweis einer schwachen Constitution. Es giebt Leute, von denen

schlechte Verse wie Wasser fließen, aber diese Incontinentia urinae poeticae, diese Diabetes mellitus fader Reimlereyen befällt nie einen guten Poeten. Allein die Frau von Stael hat auch sehr oft den cochemar de l'esprit, und darum ist sie sehr nachsichtsvoll für die mauvais reves des Herrn von Göthe; sie schreibt oft Perioden, von denen sie selbst kein Wort verstehet. Hätte sie über dem Werthe und der Bedeutung der Worte nachgedacht, so hätte sie erkannt, daß die letzte Stelle nonsense ist. Wenn sich Göthes Genie von allen Fesseln frey gemacht hat, so kann ja die Fluth seiner Ideen die Dämme der Kunst nicht durchbrechen; sie sind schon durchbrochen. Doch wenn wir auch nicht mißbilligen, daß sich ein Author über conventionelle Regeln der Composition hinaussetze, so müssen ihm die Gesetze des gesunden Menschen-Verstandes, der Gram-

matik und des Rythmus heilig seyn; auch bey Dramen, wo der Zauberstab im Spiele ist, erlaubt man ihm nur eine Hypothese als Maschinerie und dieser muß er treu bleiben. Es muß ein dignus vindice nodus geschürzt werden, die Hexereyen müssen zu grossen Resultaten führen. Bey dem Faust ist das Resultat, den Patienten zu ganz gemeinen Verbrechen zu verleiten, und seinem Verführer sind seine Zauberkünste nicht nothwendig; alles was er thut, hätte irgend ein kupplerischer Schuft ohne Hexerey eben so gut leisten können. Er ist filzig wie ein Wucherer, ungeachtet ihm die vergrabenen Schätze zu Gebothe stehen.

Sey Teufel doch nur nicht wie Brey,
Und schaff einen neuen Schmuck herbey,

sagt Faust. Kurz ein miserabler Teufel, der bey Lessings Marinelli in die Schule gehen könnte. Diesemnach cassire ich im Namen

des gesunden Menschen-Verstandes das Urtheil der Frau von Stael zu Gunsten des gedachten Fausts, und verurtheile ihn nicht in die Hölle, die dieses frostige Produkt abkühlen könnte, da sogar dem Teufel dabey winterlich im Leibe ist, sondern um in die Cloacam parnassi prezipitiret zu werden. Von rechtswegen.

Fortsetzung
der
geheimen Geschichte
der
Theresine Santini.

Der Kampf zwischen meines Wohlthäters Tugend und seiner aufgeregten Sinnlichkeit hat diesem ehrwürdigen Manne manche Thräne gekostet, die ich aber bald weggeküßt hatte.

Mein Kind, sagte er, indem er mich in seine Arme schloß. Den Verlust deiner Unschuld wird mir Gott nicht zu Schulden schreiben. Du warst selbst meine Verführerin. Aber strafbar wäre ich, wenn ich nicht gut machte, was ich durch meine Schwachheit verdarb. Du mußt heurathen. Ich werde dich ausstatten. Doch was ich dir geben muß, entgeht meinen Armen, die ein Recht auf meinen Ueberfluß haben; so zieht ein Fehltritt den andern nach sich. Es war ihm ernst

damit, allein sein Tod hinderte ihn an der Ausführung seines Vorhabens. Er hatte beträchtliche Summen Geldes im Hause, die man ihm zur Vertheilung unter die Armen anvertraute. Darüber führte ein junger Geistlicher, der ihn durch Scheinheiligkeit getäuscht hatte, genaue Rechnung. Eines Tages erbrach dieser Bösewicht die Cassa. Der Canonikus ertappte ihn bei dieser Arbeit, und wurde von ihm mit dem Brecheisen erschlagen.

Daß die Nachricht von diesem Unglücke meiner Mutter und mir nur Ströme von Thränen kostete, werden Sie sehr natürlich finden; aber mein Schmerz brachte mich beinahe von Sinnen, und ich litt um so mehr, als ich Niemanden auch nicht meiner Mutter mein Leiden klagen konnte. Ueber seinen Tod hatte ich mich noch getröstet, aber er starb eines plötzlichen Todes mit einer schweren Sünde auf dem Gewissen, und ich war an

seiner Verdammung Schuld. Ich hatte den heiligen Mann zur Sünde verleitet, und die guten Werke eines halben Jahrhundertes verrüttelt. Ich sah ihn aus der Hölle mir fluchen, und drohen, und war beinahe wahnsinnig. Die Trostgründe der Religion, die man mir vorhielt, die Vorstellung, daß mein Wohlthäter wegen seiner Tugenden in die Schaar der Heiligen aufgenommen sey, uns segne, für uns bete, vielleicht unsichtbar die Geliebten umschwebe, und beschütze, brachten mich zur Raserei, und verursachten mir die schrecklichsten Gichter. Da fiel mir in meinem Wahnsinne ein, es gienge wohl an... von Gott zu erbitten, daß er mich von der Welt nehme, und auf mich die Verdammung meines Wohlthäters übertrage. Ein Capuziner, der Pater Saturnin, lebte im Rufe der Heiligkeit; ich beschloß mich an ihn zu wenden, und bath ihn mich

in seiner Zelle Beicht zu hören. Der ehrwürdige Greis führte mich in dieselbe, und merkte bald, daß mein Verstand geschwächet sey. Es kostete ihm viele Mühe und Geduld, bis er es heraus brachte, warum ich ihn so dringend beschwor, er möchte für mich beten, damit Gott mich statt meines Wohlthäters verdamme. Als er aber damit im Reinen war, so führte er mich zu einem Bethstuhl, und er selbst kniete auf einen andern. Mein Kind, sprach er, ich ahnde, daß deine und deines Wohlthäters Sünde doch nicht so groß sey, daß ihr auf Gottes Barmherzigkeit keine Hoffnung haben dürftet. Bete mit mir, damit er mir eingebe, was zum Heile eurer armen Seelen ersprießlich seyn werde.

Ich betete mit erschöpfender Anstrengung, und mein Beichtvater war in tiefe Betrachtung versunken. Endlich stund er auf, setzte sich auf einen Stuhl zu mir, und foderte

mich auf ihn anzuhören. — Mein Kind, sprach er, die Sünde, die du so bitter bereuest, ist dir vergeben; auch sollst du nicht an der Seligkeit des heiligen Mannes zweifeln, der dein Wohlthäter war. Er hat seine Reue, seinen festen Vorsatz den Pfad der Sünde, auf den du ihn verleitetest, zu verlassen geoffenbaret, indem er dir seinen Willen ankündigte, dich zu verheurathen. Ich will dir auch zum Troste etwas entdecken, was du aber als ein Geheimniß in deinem Herzen verwahren mußt, weil die böse Welt es mißbrauchen dürfte.

Die Priester machen sich durch ihren Priester-Eid nur zur Ehelosigkeit verbindlich; zur vollkommenen Keuschheit sind sie nicht mehr verpflichtet, als alle übrigen Layen. Nun ist die Mackel der Unkeuschheit, wenn sie nicht mit Ehebruch, Verföhrung der Unschuld oder anderen erschwerenden Umständen verbunden ist, nur eine läßliche Sünde, welche durch

die unzähligen guten Werke deines Wohlthäters wohl tausendmal aufgewogen ist. Ich habe mir zwar nie eine solche Vergehung zu Schulden kommen lassen, dennoch wünschte ich, ich wäre meiner Seligkeit so gewiß, als ich es von der Seinigen bin.

Und auch du, zerknirschte Sünderin, bist nicht so strafbar, als du wähnest. Dich leitete nicht rohe Sinnlichkeit von der Bahn der Tugend ab. Ein überspanntes Gefühl, von Liebe und Dankbarkeit, mit weiblicher Eitelkeit vermischt führte dich irre. Du wolltest Blumen auf den Pfad des Lebens deines Wohlthäters säen, und bedachtest nicht, daß irdische Rosen nicht ohne Dornen seyn können. Stehe auf, mein Kind, trockne deine Thränen, ich löse das Band deiner Sünde.

Zu deiner Buße sollen alle guten Werke, die du binnen zwei Jahren verrichten wirst, deinem Wohlthäter zum Guten kommen. Wenn

du von deinem Ueberflusse der Armuth zufließen läßt, so fodere die Armen auf für ihn zu beten. Bedarf er unserer Fürbitte nicht, so wird dir selbst deine Folgsamkeit heilsam seyn, und dich daran erinnern, daß überspannte Empfindungen von der Bahn der Tugend abführen. Damit sich aber diese Wahrheit desto tiefer in deine Seele einpräge, so wirst du jährlich am Namensfeste deines Wohlthäters und an seinem Sterbe-Tag eine heilige Messe lesen lassen, und derselben in andächtigem Gebethe beiwohnen.

Ein Centner Gewicht fiel mir vom Herzen. Die Worte des Trostes heilten meinen Wahnsinn, und ich konnte mich wieder ohne Entsetzen meines Wohlthäters erinnern.

Schöne Theresina, rief ich, Sie sind ein Liebling der Vorsehung, die es so einrichtete, daß Sie das Glück hatten immer in die Hände edeldenkender Menschen zu fallen. Heilige

Theresina, sprach der Graf spöttelnd; bitte für mich. Diese andächtige Comödie ist sehr erbaulich. Ich wünschte ein Zeuge derselben gewesen zu seyn. Gesetzt es wäre eine Comödie gewesen, die der Capuziner spielte, unterbrach ich ihn, würde nicht unsere Freundin ihr Leben im Narrenhause verseufzen, wenn ihr Beichtvater kein guter Schauspieler gewesen wäre? Sie ist ihm nicht weniger Dank schuldig, als ihrem andern Wohlthäter; der eine rettete sie vom Elende, der andere vom Wahnsinne. — Sie werden doch zugeben, daß der heilige Mann log, und gegen seine Ueberzeugung sprach: Er predigte Jesuitische Moral; — In warmen Ländern, wo die Einbildungskraft so ungemein gespannt ist, würde die Jansenistische die Narrenhäuser bevölkern. Fahren Sie fort, schöne Theresina, wie gerne ließen wir uns beede um ihrer Willen verdammen?

Durch seine alberne Spötterei verdarb es der Graf ganz mit Theresinen. Nur auf meine dringende Bitte fuhr sie fort in Erzählung ihrer Lebens-Geschichte.

Kurze Zeit darauf wurde ich als dritte Solo-Tänzerin engagirt, und wir hatten ein gutes Auskommen. Mehr verlangte ich nicht. Man machte mir manche Anerbiethungen; allein die, welche sich mir zu Protettori anbothen, stachen zu sehr gegen meinen Domherrn ab. . . : .

Ja, unterbrach sie der Graf, wer einmal die Wonne empfunden hat, das runzlichte eckelhafte Gesicht eines 60 jährigen Mannes zu küssen, der kann an den glatten Gesichtern der Jugend keinen Geschmack mehr finden.

Sagte ich Ihnen, daß er runzlich und eckelhaft war? erwiederte Theresina. Er war ein sehr schöner Mann, dem man sein Alter

nicht ansah, und der keiner falschen Haare, keines Anstriches bedurfte, um die Verheerungen zu decken, welche die Folgen der Ausschweifungen sind.

Die Satyre war bitter, aber wahr und gerecht; der Graf verbiß seinen Aerger, und stellte sich als träfe ihn ihr Stachel nicht.

Da ich unerbittlich war, so wendete man sich an meine Mutter, die jedem antwortete, ihre Tochter sey um keinen Preis feil. Um sich zu rächen, schmiedeten meine verschmähten Liebhaber eine Cabale, und ich hatte das Unglück öfters ausgepfiffen zu werden, während andern, die vor einem Publikum begünstigter Liebhaber tanzten, mit Wuth applaudiret wurde; allein meine Bemühungen zu gefallen, waren doch nicht ganz unbelohnt. Es gelang meinen Feinden nur dann mich zu kränken, wenn das Auditorium nicht zahlreich war. War das Theater voll,

so triumphirte ich, und die Pfeifer wurden einigemale mit wunden Köpfen nach Hause geschickt. Aus der peinlichen Lage, in der ich war, erlösete mich der Theater-Intendant von Mayland, der mich als zweite Solo-Tänzerin engagirte.

Erste Tänzerin war die berühmte Delfine, zu deren Füssen ganz Mayland lag. Mit ihr in einem neuen heroischen Ballete zu tanzen, war Cerutti von Paris verschrieben worden, ein Mann von sehr einnehmender Bildung, der mit der Agilité und Nervenkraft des Italieners die Grazie des Franzosen verband. Er war mit seiner Tänzerin, und mit ihren Minauderien nicht zufrieden, und nahm sich die Freiheit ihr vorzustellen, daß im komischen Tanze diese kleinen Künste an ihrem Platze seyen, aber nicht im heroischen. Delfine, welche die erste Tänzerin von Europa zu seyn glaubte, nahm diese

Lehre übel auf. Täglich gab es Händel. Der Balletmeister, und der Intendant gaben Cerutti recht, darüber ergrimmte sie so sehr, daß sie den Balletmeister einen Esel nannte, und ihm eine Maulschelle gab. Dafür bekam sie Arrest, und nun foderte sie ihren Abschied; in der Meinung, daß ohne sie das Ballet nicht gegeben werden konnte.

Cerutti hatte mich tanzen gesehen. Er schlug mich zur ersten Rolle vor, und erboth sich in wenigen Wochen einer Figurantin die meinige einzustudieren. Es geschah, und die Demoiselle Delfine erhielt zu ihrem großen Leidwesen ihren Abschied. Diese Nachricht versetzte ganz Mayland in Trauer. Ich hatte zwar gefallen, man erkannte, daß ich Geschick habe; aber die Delfine ersetzen zu wollen, sey eine lächerliche Anmassung. Ich trat also unter sehr ungünstigen Vorurtheilen in der Rolle der Clorinde auf. Dem Ballet-

meister und dem Intendanten war banger als mir. Was mir ihres Erachtens an Talent mangelte, suchten sie durch den Glanz meines Putzes zu ersetzen. Meine Rüstung, mein Helm, waren von gediegenem Silber, und mit Diamanten von großem Werthe besetzt. Mein Glanz blendete, und man klatschte meinem Putze Beifall zu, ehe ich noch aus meinem Streitwagen trat. Doch gleich bei meiner ersten Scene hallte der lauteste Beifall mir zu. Es lebe Ceruttins Schülerin, rief man von allen Seiten. Denn schon bei den ersten Schritten hatte man Ceruttis Grazienvolle Methode erkannt.

Schmeichler sagten mir, ich hatte meinen Meister übertroffen. Er wurde darüber nicht eifersüchtig; und schien ein Vergnügen dabe zu finden, die Vorzüge, durch die ich glänzte, in der Künstlersprache herauszustreichen. Cerutti, sprach ich zu ihm, Ihnen

verbiethe ich, bei Verlust meiner Freundschaft mich zu loben. Sie sollen nur für meine Fehler Augen haben. Dieses Verboth deutete er zu sehr zu seinem Vortheile aus, und wähnte, er sey seines Sieges gewiß. Er nahm aber einen Weg zu meinem Herzen, der gerade am gewissesten von demselben abführt. Ich wieß ihn mit solchem Ernste zurecht, daß ihm die Lust vergieng einen zweiten Versuch zu wagen; dennoch blieben wir gute Freunde, und ich gewann ihn von Tag zu Tage lieber. Ich liebte keinen Undankbaren, und er hätte mir schon damals Herz und Hand angebothen, wenn er nicht geglaubt hätte, daß ich zu stolz sey um die Gattin eines Tänzers zu werden.

Ein Engländer, der sich Lord Monkton nennen ließ, jung und schön war, und für unermeßlich reich gehalten wurde, kam auf den Einfall mich zu heurathen. Er lernete mich

bei der Gräfin Attamonte kennen, und mißfiel mir durch seine brittischen Brusquerien, hinter denen doch Schlauheit und Hinterlist hervorblickten. Auch mir kündigte er im Tone eines englischen Buks seinen Willen mich durch seine Hand glücklich zu machen an. Er drang in meine Wohnung ein, setzte sich auf den Sopha, sah mich einige Minuten lang an ohne ein Wort zu reden, und käuete an seinen Nägeln. Endlich sagte er, ich bin reich, du bist schön, du gefällst mir; ich will dein Glück machen, und dich heurathen. Ich begehe eine Sottise, die ich in der Folge bereuen werde, aber Vorsicht tödtet die Freude des Genusses. Kommt Zeit, kömmt Rath. Ich gebe dir 24 Stunden Bedenkzeit. Ich brauche keine 24 Stunden, antwortete ich, um mich zu besinnen, und würde Ihnen dann, wie itzt, eröffnen, auch mir sey bange, ich möchte es bereuen Ihre Hand angenommen

zu haben. — Du bist eine Wortfängerin. Schlafe darüber, ich komme morgen wieder. — Geben Sie sich keine Mühe, Milord! Sie würden mich nie zu Hause antreffen.

Cerutti war ins Zimmer getreten, um mich zu einer Probe abzuholen. Er hörete was wir sprachen, und verlor allen Muth und Hoffnung. Er wurde traurig und ich suchte vergebens ihn aufzuheitern, ihm Muth zu machen; denn ich merkte wohl, was ihn quälete, aber konnte doch Anstandshalber einem jungen hübschen Manne keine Avancen machen. Einst, wo ich ihn zur Probe erwartete, trat er gestiefelt, und reisefertig ein. Theresine, sprach er, die Qual hoffnungsloser Liebe ist eine unerträgliche Marter. Ich komme um Ihnen mein Herz und meine Hand anzubiethen. Nehmen Sie dieselbe an, so machen Sie mich unaussprechlich glücklich. Wo nicht! Postpferde sind an meinem Wa-

gen vorgespannt, und ich werde noch heute ein entlegenes Land suchen, wo es mir möglich werden soll, Sie zu vergessen.

Mein Herz pochte laut, und ich besann mich auf eine Antwort. Gehen Sie Cerutti, sprach meine Mutter, und schicken Sie die Postpferde nach Hause. Sie reisen nicht. Nehmen Sie ihre Hand, und meinen Segen.

Die Postpferde wurden nach Hause geschickt, und es wurde bald bekannt, daß Cerutti mein Bräutigam sey. Wir wurden verkündiget, und zu unser größten Bestürzung that eine gemeine Aufwärterin aus einem Gasthofe zu Aosta Einspruch. Cerutti war daselbst einige Wochen krank gelegen. Diese Magd pflegte ihn in seiner Krankheit, und er bezahlte sie sehr freygebig. Er behauptete zwar, daß er keine andere Dienste von ihr gefodert und erhalten habe. Indessen ist die Sache zweifelhaft, denn die Dirne war sehr

hübsch. Sie fand Unterstützung, und der Prozeß, den sie anhängig machte, verhinderte unsere Heurath. Ich klagte meine Noth der Gräfin Albertini, der Nichte des Erzbischofs, der meinen Bräutigam rufen ließ, und ihm eröffnete, daß diese Dirne nur auf ein ihrem Stande angemessenes Heuraths-Gut Anspruch habe, und daß er das Verboth aufheben wolle, wenn dafür Caution gestellt würde. Cerutti stellte sie, und der Tag unserer Hochzeit wurde bestimmt.

Cerutti hatte eben mein Haus verlassen, als der Prinz von Salerno in größter Pracht bey mir vorfuhr. Wenn solche ungebetene Gäste bey mir einsprachen, so bewillkommte ich sie sehr höflich, schlich mich ins Nebenzimmer, und eilte zur Gräfin Allegretti, die neben mir wohnte, und mir ein Zimmer zum Versteck eingeräumt hatte. Der Prinz muß erfahren haben, daß ich mich die-

ser List zu bedienen pflege, und hinderte mich dieselbe zu gebrauchen. Er ergriff meine Hand, und nöthigte mich neben ihm auf das Sopha zu setzen.

Keine Ziererey en, sprach er. Ich komme euer Glück zu machen. Monseigneur, antwortete ich, ich bin eine Braut und wünsche mir kein größeres Glück als Ceruttis Gattin zu werden. — Das ist eben dumm von dir, das soll nicht seyn, das will ich hindern.

Ich gebe dir . . . — Monseigneur, ich bin um keinen Preis feil. — Unterbrich mich nicht. — Ich gebe dir . . . — Und wenn Sie mich zur Königin beider Sicilien machen wollten, ich bleibe meinem Cerutti treu. Um mich zu kaufen, wären Sie nicht reich genug, wenn Sie die Schätze beider Indien hätten. Mich glücklich machen kann nur die Zärtlichkeit des Mannes, den ich

liebe, also nehmen Sie nicht ungnädig auf, wenn ich mir Ihre Wohlthaten verbitte . . .

Bey der Lebhaftigkeit dieses Gespräches war meine Hand frey geworden, ich sprang durchs Nebenzimmer der Stiege zu, und eilte zur Gräfin. Ich glaubte seiner auf immer los zu seyn.

Zwey Tage darauf kam er wieder. Ich war bey der Probe, meine Mutter allein zu Hause. Er fieng damit an, daß er ihr einen großen Beutel mit Gold in die Hand nöthigte, und ihr versprach noch weit mehr für sie zu thun, wenn sie ihre Tochter beredete ihr Glück nicht von sich zu stossen. Als Bestechung und Bitten nichts nützten; so brach er in Drohungen aus. Er werde meine Heurath, sprach er, hindern, kostete es ihm auch sein halbes Herzogthum.

Wir kamen von der Probe zurück, als der Prinz im größten Eifer war. Cerutti, sprach er, ich denke, du solltest vernünftiger

seyn als diese Weiber. Tritt mir deine Braut ab, und fodere was du willst. Wie viel geben Sie auf ihr Herzogthum auf? Monseigneur, erwiederte Cerutti. Bah! versetzte der Prinz, ich will sie ja nicht auf immer. In einem Jahre, vielleicht eher, gebe ich sie dir wieder, dann magst du sie heurathen, so oft du willst. Gut! Sie bezahlen eine Million Zechinen, und lassen sich auf den Sopran stimmen. — Spare deine albernen Spåße auf ein andermal. Elender Kapriolenschneider, betrachte diese Blume. Meinst du, daß der liebe Gott solche Rosen wachsen låßt, damit sie von einem Esel wie du gefressen werden? — Die Theresine verdient freilich etwas besseres. Aber es ist doch reputirlicher von einem Esel gefressen, als von einem Schweine besudelt zu werden.

Der Prinz gab Cerutti eine Maulschelle, und stieß nach ihm mit dem Fuße. Cerutti

fieng ihm das Bein, so daß der Prinz auf einem Fuße stand; und dem Cerutti nachhüpfen mußte, weil dieser ihn fortzog. Eine kleine Tanzübung, Monseigneur, sagte Cerutti spöttelnd. Allons! Hop! Hop! und so brachte er ihn vor die Thüre, die er schnell abschloß. Wüthend vor Zorn gieng der Prinz fort. Cerutti kam lachend von seiner Tanz-Lection zurück. Meine Mutter und ich zitterten für ihn, denn der Prinz hatte den Ruhm einer der größten Bösewichte zu seyn, der je den Fürstenhut getragen hatte. Wir empfahlen ihm alle mögliche Vorsicht; aber dennoch fiel er unter dem Dolche von vier Meuchelmördern —, von denen er einen erschoß. —

In einer Anwandlung düsterer Schwermuth, die auf den Ausbruch des lebhaftesten Schmerzes folgte, beschloß ich ins Kloster zu gehen. Die Gräfin Allegretti rieth mir

nachzugeben, wenn man mich nicht wahnsinnig machen wolle. Sie selbst bestellte eine Celle im Ursuliner Kloster, wo ich bis zu meiner Einkleidung bleiben sollte. Sie und die Herzogin von Branciforte besuchten mich täglich, weinten mit mir, und versuchten es nicht mich zu trösten. Erst nach und nach bereiteten sie mich vor Trostgründe anzuhören, aber bestritten nicht meinen Entschluß den Schleyer zu nehmen, und durch Tugend-Uebungen die Welt zu erbauen. Wenn du das willst, Liebe, sprach die Gräfin, so bleib in der Welt, und beweise, daß ein frommer und sittlicher Lebenswandel mit deinem Stande nicht unverträglich sey. Da nützest du weit mehr, als im Kloster durch Gebeth, und Casteyung deines Leibes. Auch die Herzogin wollte eine Nonne werden; wenn sie bey ihrem Vorsatze geblieben wäre, wäre sie die zärtliche Mutter ihrer Kinder — die Stütze

ihrer Familie —, die Wonne ihrer Freunde —, die Mutter der Armen — ? Hätte dein Canonikus so vieles Gute stiften können, wenn er ein Mönch geworden wäre — ? Wenn das, was du sagst, dein Ziel ist, so nimmst du nicht den guten Weg. — Hat dir Gott eine gefällige Gestalt und große Talente gegeben, damit du sie im Kloster vergrabest? du willst ihm ein Opfer damit bringen. — Bist du nicht sein Geschöpf, du magst ins Kloster gehen, oder in der Welt leben? die Nonne ist nicht mehr sein, als die tugendhafte Tänzerin, und je schwerer es ist in deinem Stande tugendhaft zu bleiben, desto größer ist dein Verdienst, desto größer ist einst dein Lohn. — Kurz, nach drey Wochen führte sie mich zu meiner Mutter zurück.

Ich besuchte wieder die Proben, allein der Balletmeister bemerkte, daß mich der heimliche Gram halb lähme, und ich bey

aller Anstrengung nicht mehr leiste, was ich vorher geleistet hatte. Die Herzogin von Branciforte urtheilte, daß um mir meine vorige Elasticität wieder zu geben, es nothwendig sey mich durch eine lebhafte Freude zu überraschen.

Ein neues Ballet, Theseus, wurde gegeben, Theseus erlegt den Minotaurus, und entführt Ariadnen. Nach einem Siege über die Kertenser werden beide triumphirend zu den segelfertigen Schiffen getragen, und eine schöne Gruppe von Kriegern, und Ariadnens weiblichem Gefolge schließt das Stück.

Meine Wiedererscheinung wurde so lärmend beklatscht, daß meine Entree wiederholt werden mußte; und im Laufe des Stückes bedeckte der Lärmen öfters die Musik. Bey der letzten Scene flogen von allen Seiten Blumen auf die Bühne. Sie war ganz damit bedeckt. Ich stieg vom Triumphbogen

herab, verneigte mich tief, fand aber keine Worte. Ich nahm ein Bouquet, küßte es, und drückte es an mein Herz. Indessen hatten die Chöre unter Anführung des Baletmeisters, eine zweyte Gruppe um mich gebildet, und aus derselben sprangen die Töchter der Gräfin, und der Herzogin als Liebes-Götter gekleidet, nahmen mich in ihre Mitte, und setzten mir eine Krone prächtig emaillirter, und mit Sternen von Diamanten versetzter Rosen auf. Ich ließ mich auf ein Knie nieder, schloß die beiden kleinen Engel in meine Arme, und weinte. Der Vorhang fiel, aber die Viva nahmen kein Ende.

Das war Balsam auf meine Wunde. Die wohlthätige Hand der Zeit fieng an sie zu vernarben.

Ich stand an meiner Toilette, als ich mich von hinten von einem Manne ergriffen fühlte. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor.

Es war der Prinz. Mit der Wuth einer Furie stieß ich ihn zurück. Bösewicht, Meuchelmörder, rief ich, du wagst es mir unter die Augen zu treten. Bist du dem Rade nur entgangen, um mich zu verfolgen? Dieser Willkomm entflammte seinen Zorn. Er warf mich zu Boden, mißhandelte meine Mutter—, meine Mägde, — zertrümmerte mehrere Mobilien, zerriß meine Kleider, und zog erst dann ab, als die durch unser Geschrey herbeygezogenen Nachbaren sich anschickten ihn zum Fenster hinaus zu werfen.

Hätte ich damals einen von unseren Lohn-Meuchelmördern gekannt, so hätte ich ihm alles was ich hatte, und mich selbst unter der Bedinguug überlassen, daß er mir dieses Bösewichts Herz bringe. Mit meinen Händen hätte ich es gebraten, und den Hunden vorgeworfen. Allein ich kannte keinen, und meine unbefriedigte Rachgier wüthete in

meinem Herzen. Meine Mutter bekam Convulsionen. Wir brauchten zwey Stunden, um sie zu sich zu bringen. Als sie sich erholet hatte, eilte ich zum Gouverneur. Die Dienerschaft des Ministers eilte mich anzusagen, und er ließ mich nicht lange warten.

Sie kennen ihn persönlich, Herr Graf! Sie wissen also, ob es möglich ist, daß man mehr Würde, Anstand, und gefällige Höflichkeit besitzen könne, als dieser ehrwürdige Mann. Ich warf mich ihm zu Füßen, und mit einem Strome von Thränen flehete ich um Gerechtigkeit. Die bin ich jedem schuldig, erwiederte er. Dir zum Nachtheile, liebe Theresine, werde ich keine Ausnahme machen. Er hob mich und setzte mich auf das Sopha. Er selbst blieb stehen, und hörte mit Aufmerksamkeit an, was ich ihm sagte. Mein Kind, sprach er, ich war bereits von allem unterrichtet, und weiß auch

manches, was du nicht weißt. Allein es giebt Menschen zu deren Gunsten die Staatsklugheit den Arm der Gerechtigkeit zurückhält. Ungeahndet sollen ihm seine Verbrechen doch nicht hingehen. Er schellete, gab einige Befehle, und nach wenigen Minuten erschien der Prinz. (Es war große Gesellschaft beym Gouverneur). Ich habe Eure Hochzeit zu mir bitten lassen, sprach dieser, um ihnen zu eröffnen, daß Sie seit einer Stunde unter der strengen Aufsicht der Polizey stehen, und binnen zweymal 24 Stunden die Staaten der Monarchie auf ewig räumen müßen. — Ich! — Nicht der Prinz, sondern der Meuchelmörder, der Falschmünzer, der Ihren Namen entehret. — Mir . . . — Stille! oder ich setze die Schonung beyseite, die ich Ihrem Geschlechte schuldig bin. Zwey Ihrer Mitverbrecher sind in Pavia verhaftet worden, weil sie eine falsche Zechine zu

wechseln anbothen. Sie wurden torquiret, und haben bekannt. Der Meuchelmörder, den Cerutti erschoß, war nicht ganz todt. Er konnte noch sein Verbrechen bekennen, nannte E. Hoheit, und starb bußfertig. —

Es sind mehr Beweise gegen Sie vorhanden, als nothwendig sind, um jeden andern Verbrecher aufs Rad zu bringen. Was die Gerechtigkeit des Königs ihres Oheims über Sie beschließen wird, haben Sie zu erwarten.

Sie haben die Theresine mißhandelt. Sie werden ihr ihren Schaden ersetzen, und ihr zur Genugthuung die Summa ausbezahlen . . .

Der Gouverneur hatte mich hinter einen Schirm gestellt, so daß mich der Prinz nicht sehen konnte. Nein, Monseigneur, rief ich, indem ich hervortrat, was die Klaue dieses Ungeheuers berühret hat, wird meine Hand nicht berühren. Sein blutendes Herz möchte

ich haben, um es den Hunden vorzuwerfen, sein Geld verabscheue ich. Meine Erscheinung wirkte wie Banquos Geist im Macbeth. Verbissene Wuth, und Beschämung schienen alle seine Sinnen gelähmt zu haben. Er gieng und schwankte wie ein Betrunkener.

Als er fort war, sagte der Gouverneur: Mehr kann ich nicht thun, als noch für deine Sicherheit und Ruhe sorgen, und das habe ich gethan. Kein ungebettener Gast wird sich mehr bey dir eindringen. Lebe wohl, wir sehen uns bald wieder.

Mehrere Tage vergiengen, und ich glaubte der Prinz habe schon längst Mayland verlassen. Ich gieng mit meiner Mutter zu der Herzogin von Branciforte, als wir einen großen Lärmen hörten; wir sahen einen Menschen mit aller Anstrengung auf uns zu laufen, und hinter ihm einen Schwarm von Menschen, die, halt an! riefen. Wir tra-

ten in ein Haus. Der Fliehende drang zwischen uns durch und wollte die Treppe hinauf, aber fiel, und konnte sich nicht aufrichten, als schon der Schwarm ihn eingeholt hatte. Es lebe Theresine! riefen die Verfolger. Sie genieße die Süßigkeit der Rache. Schlagt ihn todt. Es ist der Prinz. Schon hatten sie ihn ergriffen, schon schwebte die Keule über sein Haupt, tausend Zechinen, sprach ich für euch, wenn ihr sein Leben schonet, und ihn zum Gouverneur führet. —

Er ist der Mörder deiner Cerutti — Der Henker soll ihn dafür strafen. Er verdienet nicht von der Hand ehrlicher Leute zu sterben — Wer zahlt die tausend Zechinen? Ich! — Gut! so komm mit uns.

Der Zug setzte sich in Bewegung, und marschirte auf das Haus des Gouverneurs zu. Die Wache trat ins Gewehr, und der Gouverneur trat auf den Balkon. Was wollt

ihr, Kinder! sprach er, da erblickte er mich im Schwarme, und erschrack. Was hat euch dieses arme Mädchen zu leid gethan? sprach er, Exzellenz, antwortete der Anführer: wir thun ihr nichts zu leid. Sie hat uns tausend Zechinen versprochen, wenn wir den Prinzen schonen, und zu euch bringen, da ist er.

Der Gouverneur befahl der Wache diesen Menschen mit mir und dem Prinzen einzulassen. Er empfieng uns im Audienz-Saale. Der rusige Anführer trat vor und erzählte folgendes:

Einer von den Meuchelmördern, welchen der Prinz gedinget hatte, schnitt sich mit einem Glasscherben die Pulsader ab, und starb reuig im Gefängnisse, den Gesetzen gemäß mußte er unter dem Galgen begraben werden; allein weil er bußfertig gestorben war, so gieng die ganze Bruderschaft der büßenden Brüder mit seiner Leiche. Der

Zug gieng bei dem Pallaste des Prinzen vorbey. Er zeigte sich am Fenster. Es wurde gemurret und geschimpft, aber alles blieb ruhig.

Eine Stunde darauf kam eine zweite Prozession von Gassenjungen, die einen Galgen trug, an welchem eine mit Bändern behangene Puppe hieng. Auf ihrem Rücken hatte sie eine Tafel mit der Aufschrift: Meuchelmörder, Falschmünzer. Eine ungeheure Menge Menschen lief dieser Prozession nach. Sie zog hart an den Fenstern des Prinzen vorbei, und als dieser sich am Fenster zeigte, so hoben die Galgenträger ihre Maschine so hoch, daß er die Aufschrift deutlich lesen konnte. Wüthend ergriff der Prinz seine Pistolen, und schoß auf die Prozession. Er verwundete einen Knaben, das Volk drang in den Pallast. Der Prinz versuchte sich im Capute eines Reitknechts zu retten, wurde aber erkannt, und verfolgt.

Er floh in ein Haus, fuhr der Schlossergeselle fort. Wir hatten ihn schon beim Kragen, als die Theresine uns tausend Zechinen versprach, wenn wir ihm nichts zu leid thun, und ihn zu Eurer Exzellenz führen. Hier ist er. Wir haben ihm kein Haar gekrümmt, und nun hätten wir gerne unsere tausend Zechinen. Kommt, sprach ich, so viel Gold habe ich nicht, aber Diamanten; die tragen wir zusammen ins Pfandhaus. Theresine, sprach der Gouverneur, du trägst darauf an, daß der, welcher tausendfach gute Werke zu belohnen versprach, bankrout werde.

Wir giengen nach Hause, ich nahm meine Krone, und zog mit meiner Begleitung ins Pfandhaus. Die Krone war mehr als tausend Zechinen werth, aber dem Schatzmeister war nicht erlaubt mehr als ein Drittheil des Werths darauf zu leihen. Tomaso (der Schlossergesell) kratzte sich hinter den

Ohren, ich nehme wohl, sprach er, mit weniger vorlieb, aber die übrigen werden glauben, daß ich sie betrügen wolle. Der Vorsteher des Pfandhauses trat ins Mittel, und befahl die tausend Zechinen auszubezahlen. Sie wurden auf der Stelle vertheilet.

Als ich nach Hause kam, war der Leibarzt des Gouverneurs beim Bette meiner Mutter, die vom Schrecken wieder erkrankt war. Die Arzneyen, die er ihr gab, wirkten so gut, daß sie in einen gesunden Schlaf fiel. Ich saß an ihrem Bette, als der Wagen des Gouverneurs anfuhr, um mich abzuholen. Er erwartete mich in seinem Cabinete. Als ich eintrat, öffnete er mir seine Arme, ich warf mich in dieselben, und er küßte mich auf die Stirne. Meine Krone lag auf dem Tische. Er öffnete das Geheiß, und setzte sie mir auf. Ich wollte heute, sprach er, in der ersten Aufwallung meiner Empfindungen

den ganzen Adel zu mir bitten, und dich vorstellen. Die Berücksichtigung auf die Familien-Verhältnisse des Prinzen hindert mich, deiner edlen Handlung die Publizität zu geben, die sie verdient. Vergeltung wäre unter deiner Würde, dein Bewußtseyn, und meine Achtung seyen dein Lohn.

Diese Ringe trug die Perle der Weiber, die in meinem Herzen nie eine Nebenbuhlerin hatte, nie eine Nachfolgerin haben sollte. Sie sind nicht von großem Werthe, aber das Kostbareste, was ich besitze. — Trage sie zum Andenken dieses Tages. — Ich wähnte, daß keine edle Handlung vom Eigennutze frei sey. Du hast mich vom Widerspiele überzeugt.

Ich geitzte nach Ihrem Lobe, antwortete ich. Da schloß er mich in seine Arme, und küßte mich mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit.

Lebe wohl, Theresina! sprach er, — ich muß dich entlassen, sonst würdest du mich

noch zu deinen Füssen sehen. Geh', wiederholte er, aber er hielt meine Hand zurück, die er mit Küssen bedeckte. Gehe, ich kann, ich darf dir nicht seyn, was ich dir zu seyn wünsche. — So lasse mich das seyn, erwiederte ich, indem ich ihm die Ringe vorhielt, was sie dir war. —

Meine Mutter war erwacht, hatte nach mir gefragt, und erfahren, daß ich zum Gouverneur berufen worden, und noch nicht nach Hause gekommen sey. Ihre Angst währte nicht lange, denn ich trat bald darauf ein, und erzählte ihr alles. Ich sehe wohl, sprach sie, daß dein Herz wieder Feuer gefangen hat. Mein Rath käme zu spät. Noch hat alle die, welche von dir geliebt wurden, ein böses Schicksal getroffen. Ich wünsche, daß du diesesmal glücklicher seyn möchtest.

Acht Tage lang hoffte ich den Gouverneur bei mir zu sehen. Er kam nicht, aber sendete

mir täglich kleine Geschenke, die keinen großen Werth hatten, aber ihrer Seltenheit wegen sich selbst empfahlen. Ich erhielt nebst ganz neuen Putzwaaren aus Paris, einen Zweig ganz frischer Datteln, die ein Schiff in zwei Tagen aus Alexandria nach Venedig gebracht hatte und so Mehreres. Endlich sah ich seinen Wagen auf mein Haus zufahren. Ich sprang über die Stiege ihm entgegen; ein Bedienter übergab mir einen Pack mit spanischer Schminke; der Wagen rollte weiter.

Tags darauf saß ich Nachts am Bette meiner Mutter, da trat er ein, ich flog auf ihn zu, er schloß mich in seine Arme, und küßte mich auf die Stirne. Sein feyerlicher Ernst erfüllte mein Herz mit banger Ahndung. Er setzte sich auf den Stuhl, den ich so eben verlassen hatte, zog mich auf seinen Schooß nieder, und sprach: ich komme mich bei euch zu beurlauben. — Sie verlassen Mayland? —

Nein, aber du, wenn meine Bitte bei dir etwas vermag. Ich muß dich aus meinem Herzen reissen, sollte es auch darüber verbluten. Weine nicht, Liebe, ich leide gewiß mehr als du. Seit acht Tagen bist du mein einziger Gedanke bei Tage, und mein Traum bei Nacht. Meine Anstrengung kann mir keine Aufmerksamkeit auf meine Amtsgeschäfte erzwingen. Seit acht Tagen habe ich aufgehört Minister zu seyn, und bin nur ein Liebes = kranker Narr. So darf es nicht bleiben, ich würde dir selbst verächtlich, und auch ich geitze nach deinem Lob.

Ich bin Vater, Vater junger Töchter. Wenn ich ihnen die Tugenden ihres Standes predige, ziemt es mir in meinem Alter der Liebe Gehör zu geben? Man wird bald erfahren, wie zärtlich ich dich liebe. Deine Thüre wird von einer Menge Bittsteller belagert werden, die durch dich zu erhalten

suchen werden, was die Pflicht zu gewähren mir verbiethet. Blieb' ich auch dir unerbittlich; wie schwer würde mir dieses? So würde die Welt es doch nicht glauben, und man würde sagen, daß ich zwar nicht für Geld, aber für Wohllust feil sey. Mein Kind! meine Tochter! liegt dir an der Ehre deines Vaters, glimmt auch nur ein Funke Wohlwollen für mich in deinem Herzen, so reise, oder ich lege morgen meine Stelle nieder. —

Wohin soll ich? mein Vater! — Nach Wien. Morgen Abends tretet ihr die Reise an. Wagen, Pferde, eine treue Magd, so wie männliche Begleitung, — alles ist vorbereitet. Hier Briefe an den Minister.... und diesen an meinen Liebling, an meine Tochter übergiebst du selbst. Hier ist Reisegeld... Ach nein! nicht zu viel! muß ich — dich nicht entschädigen für dein Engagement?

Kann ich verbürgen, daß du gleich engagirt werdest? Soll ich dich darben lassen, während ich hier im Ueberfluß lebe, und mir nichts zu wünschen übrig bleibt, als..... Trockne deine Thränen, Liebe, mache mir die Scheidung nicht so schwer. Lebt wohl!

Wir reisten. Von Mayland bis Como hätten wohl unsere Thränen unsere Spur bezeichnet. Meine Mutter weinte so heftig als ich. Ahndete ich's nicht? wiederholte sie oft. Hänge dein Herz an keinen Mann mehr, du bist vorbestimmt in der Liebe unglücklich zu seyn, und den Mann, den du liebst, unglücklich zu machen.

Nach und nach gelang es unserm Begleiter uns aufzuheitern. Er führte uns durch die Hauptstädte der Schweiz. Ich weiß nicht, wie er es machte, daß wir überall wie reisende Prinzessinnen empfangen wurden. In Bern hatte ich mit dem Grafen von Chabril=

lant einen komischen Auftritt. Ich war zu einem Balle gebeten, ich tanzte eine französische Gavotte merklich besser als eine gewöhnliche Dilettantin. Ein Kreis schloß sich um uns. Ich behaupte, sagte der Graf so laut, daß ich es hören mußte, daß diese Dame besser tanzt als die Theresine, die doch die beste Tänzerin in ganz Italien ist. Als der Contretanz aus war, drang sich der Graf vor, und both mir seinen Arm an, um mich zum Souper zu begleiten. Er setzte sich neben mir. Kennen Sie die Theresine? fragte ich.

Sehr gut, antwortete er.

Mich reuet das Geld nicht, das mich ihre Bekanntschaft kostet. Sie ausgenommen, Madame, kenne ich keine reizendere Figur. — Wie machten Sie ihre Bekanntschaft? erzählen Sie. Sie wären kein Franzose, wenn Sie diskret wären. — Ha, Madame, erwiederte er, die Theresine ist kein Mädchen,

die Jeder haben kann, den darnach lüstet. Ich könnte Ihnen einen Prinzen nennen, der vergeblich für Sie seufzte. — Gut, sprach meine Nachbarin, aber Sie waren glücklicher, und wie Sie es anfiengen um glücklicher zu werden, möchten wir wissen. Um eine Tänzerin zu erobern, sagte ein Mann, der mir gegenüber saß, braucht man 1mo Geld, 2do Geld, 3^tio^ Geld. Bei der Theresine, versetzte der Graf, würden Sie mit Geld, Geld, und Geld nichts richten. Sie zieht einen armen Teufel, der ihr gefällt, einem Cresus vor, der ihr nicht gefällt. — Sie machen uns nur noch begieriger, sprach meine Nachbarin, Ihren Roman zu erfahren.

— Ich sehe wohl, daß man Ihre Neugierde befriedigen muß, fieng der Graf an. Ich gehorche. Er erzählte einen Roman aus dem Stegreif.

Als er am Ende war, sprach ich, Sie

sehen diese Ringe; ich gebe sie nicht um alle Diamanten Aurang Zebs; dennoch setze ich sie an eine Louisd'or, daß von allem, was Sie erzählten, nicht ein Wort wahr ist. — Wenn Sie ein Mann wären, so würde mich Ihr Widerspruch beleidigen. Sie sind eine Dame. Der Respekt fesselt meine Zunge. — Ob Sie die Wette eingehen? — Soit, ich wage nichts dabey. Wer soll Richter seyn? — Sie selbst — Ich! — Ja Sie! Ich selbst bin die Theresine.

Ein lautes Gelächter brach aus; allein der Graf verlor die Fassung nicht. Sie scherzen, sprach er, um mich in Verlegenheit zu setzen. Aber bey unserer Tafel ist kein Mensch, den Sie täuschen. Eine Tänzerin kann Schönheit, Grazie haben; aber die Sittsamkeit, den Anstand einer Frau, die in der großen Welt gelebt hat, erreicht sie nicht. Man kennt jeder von weitem das

Theater an. Schon Ihr Putz widerspricht Ihnen. Eine Tänzerin sind Sie nicht, aber für eine gute Schauspielerin möchte ich Sie halten, denn Sie tragen Ihren witzigen Scherz so ernsthaft vor, daß man darauf schwören möchte, es sey Ihnen Ernst. Ihre Ringe sind mein, und werden die schätzbarsten meiner Besitzungen. Sprechen Sie meine Herren und Damen.

Die Gesellschaft schien mich aufzufodern, darauf zu antworten. Er hatte behauptet, daß er an meinem Krönungstage im Theater war. Er hatte meine Krone genau beschrieben. Ich ersuchte meinen Begleiter sie zu holen; hier ist sie diese Krone, sprach ich; mein Name ist in einen Reif gestochen, und daß dieses mein Name sey, werden Sie aus meinem Passe sehen.

Da war nicht mehr zu widersprechen, aber der Franzos erröthete nicht. Gut!

sprach er, ich erkenne Sie für die schöne Theresine, ich bezahle die Wette, und gebe noch tausend Louisd'or dazu, wenn ich wahr machen konnte, was mir träumte. Ist es nöthig, erwiederte ich, einem Franzosen zu sagen, daß es nicht artig sey, seine Träume in guter Gesellschaft zu erzählen?

Wir verließen die Schweitz, und betraten Deutschland. Mein Begleiter schlug mir vor, von Ulm aus auf dem Wasser zu reisen. Ein sehr bequem mit Betten eingerichtetes Schiff nahm uns auf, und wir schwammen die majestätische Donau hinab. In Regensburg begegnete meiner Mutter eine alte Freundin, deren Tochter meiner Kindheit Gefährtin war. Julietta Trapassi, nun die Comaschina genannt, war mit mir Figurantin auf dem Turiner-Theater gewesen, und die einzige meiner Colleginnen mit der ich umgieng. Meine Mutter beredete

die Frau Trapassi unser Schiff zu besteigen, und ihr beym Frühstücke zu, erzählen, durch welche Zufälle sie nach Regensburg gekommen sey.

Die Frau Trapassi erzählte uns, daß so eben die Churfürsten über die Wahl eines römischen Königs einig geworden seyen, und daß bey dieser Gelegenheit der Fürst Taxis ein großes Fest gebe. Ein allegorisches Ballet sey angeordnet, und um in demselben zu tanzen, sey ihre Tochter von Venedig verschrieben worden. Tags zuvor sey sie angekommen, und beym Absteigen habe sich ihre arme Julietta den Fuß übertreten. Er sey schrecklich geschwollen, und der Arzt habe erklärt, es sey gerade zu unmöglich, daß sie ihren Fuß vor 4 Wochen zum Tanzen brauchen könne. Sie schwimme in Thränen; auch sey ihr Unglück ohne Gränzen. Statt viel Geld zu verdienen, werde sie sich nach Hause betteln müßen.

Wir bothen ihr unseren Beystand zur Nachhause-Reise an, allein sie hatte auf große Präsenten, die von so vielen fürstlichen Personen fallen würden, gerechnet, und blieb untröstlich. Liebe Mutter, sprach ich, gieng es nicht an, daß ich unter Juliettens Namen tanze? Mein Reisegefährte, der mich nie tanzen gesehen hatte, und mich zu sehen wünschte, gab diesem Einfalle seinen Beyfall. Man hielt Rath, verabredete die Maaßregeln, und alles gieng nach Wunsch.

Zwey Wohnungen wurden gemiethet. Die kleinere bezog die Comaschina mit ihrer Mutter, die andere bezogen wir. Bey Tag war ich in der Wohnung der ersteren, sie in der meinigen. Nachts kehrte jedes Schäfgen in seinen Schafstall zurück.

Die Frau Trapassi kündigte dem Balletmeister und den übrigen Behörden die Ankunft ihrer Tochter, und ihren unglücklichen

Zufall an. Der Arzt habe ihr zwar erlaubt zu tanzen, aber ihr anbefohlen ihren Fuß zu schonen. Der Balletmeister, und der erste Tänzer kamen, wurden aber abgewiesen, weil die Patientin ein Weinbad brauche. Bey der auf den folgenden Tag angesetzten Probe versprach ich zu erscheinen. Ich wurde in einer Sänfte bis aufs Theater getragen, wo ich mich in einen Lehnstuhl setzte. Mein Fuß war gefätscht, und mein Gesicht in eine Dormeuse gehüllet. Der Balletmeister kratzte hinter dem Ohr, und fieng seine Explikation an.

So wurde es bey allen Proben gehalten. Ich blieb krumm und stumm bis zum 10ten Tage der Ausführung. Die allegorische Composition war erbärmlich, aber die Execution gelang über alle Erwartung. Ein Schwarm junger Herren umgab mich, um mich zu beräuchern. Ich antwortete einsylbig, und mit tiefen Knixen, setzte mich in meine Sänfte, und verschwand.

Der Fürst hatte einige Aenderung im Ballet verlanget. Sie mußten probirt werden. Ich wurde in ein Zimmer geführet, wo ein Déjeuner aufgetragen wurde. Kaum hatte ich mich niedergelassen, als der Graf von Holbrun eintrat, auf mich zusprang, mir ein Paket übergab, und mir sehr verträulich ins Ohr lispelte. Hier ist, was ich dir heute Nacht versprach. Mir! rief ich erstaunt. Ich kenne Sie nicht. Ich habe Sie nie gesehen. Der Graf war über meine Antwort eben so verplüft als ich über seine Anrede. Er richtete die Augen auf die Frau Trapassi, die ihm einen Wink gab. Nun errieth ich leicht alles übrige. Die Frau Trapassi wurde ins Verhör genommen, und gestund, daß sie den Grafen getäuscht habe. Dem Uebel war nicht abzuhelfen.

Drey Vorstellungen waren bedungen. Sie hatten an drey auf einander folgenden

Tagen statt. Nach der letzten gieng ich gleich zu Schiffe, und als ich wach wurde, schwamm ich schon auf der Donau. Zum Frühstück regalirte mich mein Begleiter mit Erzählung der Verlegenheit, in welche die Comaschino und ihre Mutter gerathen waren.

Bey jeder Vorstellung steckte man mir verstohlener Weise Paketchen zu. Ich gab alles der Frau Trapassi; der Graf von Saarbrück, von dem eines dieser Pakete war, gieng zur Frau Trapassi. Sie suchte ihn zu täuschen, wie sie den Grafen von Holbrunn getäuscht hatte; allein es gelang nicht. Saarbrück hatte zu scharfe Augen. Er machte Lärmen. Die Nachbaren kamen dazu. Die Frau Trapassi schwur bey allen Heiligen, daß die Anwesende ihre Tochter sey, und daß sie keine andere habe. Die Händel zwischen denen, welche der Frau Trapassi recht gaben, und denen, die ihre Tochter

nicht anerkennen wollten, wurden so lärmend, daß die Polizei Friede machen mußte. Da erblickte der Graf das Theaterkleid, das ich ausgezogen hatte. Er foderte die Comaschina auf es anzulegen. Sie weigerte sich, und nun foderte der Graf sein Geschenk zurück. Sie schwur, sie hätte nichts empfangen, der Graf maulschellirte Mutter und Tochter.

Wir besahen Passau, wo wir Antonien ein sehr schönes Mädchen zu uns nahmen. Wir landeten auch zu Linz. Meine junge Freundin und ich stiegen aus. Wir begegneten einem wohlgekleideten Manne, der mir im Vorübergehen scharf ins Gesicht schaute, dann umkehrte, und uns den Weg vertrat. Schönes Kind, sprach er, es freuet mich, Sie hier wieder zu sehen. — Das erlaub' ich Ihnen. — Was erlauben Sie? — Sich zu freuen. — Mit dem ist es nicht gerichtet. Wir haben eine kleine Abrechnung mitein=

ander. Sie kennen mich wohl nicht? Ich bin der Graf von Saarbrück, und möchte entweder mein Geld, oder die Waare. — Ich kenne keinen Grafen von Saarbrück, und habe Ihnen nie etwas verkauft. — Nicht von der Stelle, schöne Comaschina! — Lassen Sie uns, oder ich fodere jeden Vorübergehenden zum Beistande auf. — Danken Sie mir, wenn ich nicht selbst die Polizei rufe. Schöne Spitzbübinnen, welche ehrliche Leute um ihr Geld prellen, kommen hier nicht ungerupft durch. Also noch einmal! Geld, oder Waare.— Gut! so folgen Sie mir, ich will Sie an einen Mann weisen, der Ihnen sagen wird, wer ich sey.

Ich nahm gerade den Weg zu unserm Schiff zurück. Meine Reisegefährten, und die Schiffleute stunden am Gestade. Ich wendete mich an denselben, dieser Herr, sprach ich, nennt sich einen Grafen von Saarbrück,

er insultirt mich, und behauptet, ich sey die Tomaschina. Zeigen Sie ihm, wer ich bin. Ich bestieg mit Antonie das Schiff, und wir setzten uns auf das Dach der Hütte, welches mit einem Geländer umgeben, und mit Stühlen besetzt war.

Wir sahen den Grafen in lebhaftem Streite mit meinem Gefährten; endlich trat dieser näher, und sagte mir, der Graf bäthe um die Erlaubniß zu uns kommen, und uns um Vergebung bitten zu dürfen. Ich verbath seinen Besuch; da kniete er in den Sand nieder, und hob seine Hände bittend auf. Ich lachte, und er kam.

Nach einigen Complimenten sagte er mir: daß jene gerade solche Arme, und eben solche Füsse, wie Sie hatte, die mich um meinen Bankzettel von 500 fl. prellte. Sie war bei allem dem eine dumme Gans. Sie hätte mich ganz ausscheelen können; Alles was ich

in Ostindien eroberte, hätte ich ihr zu Füssen gelegt; denn so verliebt war ich noch nie, als ich es in die schöne Spitzbübin war, die Ihnen, wie zwei Tropfen Wasser einander ähnlich ist. — Diese Aehnlichkeit ist ein grosses Unglück für mich. Ich wünschte mein Gesicht gegen ein anderes vertauschen zu können. — Ach! kein schlechteres würden Sie doch nicht tragen wollen, und wo fänden Sie einen Raphael, der Ihnen ein eben so schönes malte? — Ich kannte die Comaschina in Italien. Sie war damals ein so ehrliches biederes Mädchen, daß ich beinah gewiß bin, es liege ein Mißverstand im Grunde, und gerne Ihre Foderung an sie übernähme. — Engel! — bezahlen, mein ich — Pfui! um Geld gebe ich meine Ansprüche auf meine schöne Betrügerin nicht auf; aber wenn Sie mir dieselben um einen andern nicht klingenden Preis abhandeln wollen, so will ich mich billig finden

lassen, und gebe Ihnen mein Herz in den Kauf.

Der Graf war ein hübscher Mann, und ein angenehmer Gesellschafter. Er hatte ungemein viel Witz, und wir verplauderten mit ihm sehr angenehm unsere Zeit; ich weiß nicht, ob es ihm nicht gelungen wäre, einige Vorschritte in meinem Herzen zu machen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß jeder sinnliche Reiz sein Herz in Flammen setze. Während er mir mit einer Art von Begeisterung eine Liebes-Erklärung um die andere machte, schielte er nach dem vollen und blendend weissen Busen meiner jungen Freundin Antonie, der eben nicht sehr sorgfältig verschleyert war, und sich gewaltig hob.

Während wir auf diese Art schäckerten, hörten wir am Gestade ein Geschrei, das uns näher kam, der Graf blickt auf, springt ins Schiff hinab, ergreift ein Beil, und haut

den Strick ab, an dem unser Schiff befestiget war. Ein ungeheures Holzschiff schwamm gerade auf uns zu, und drohete das Unsere im Widerdruck gegen den Damm des Ufers zu zerquetschen. Der Graf ergriff das Ruder und hielt es ihm entgegen, der Stoß war so heftig, daß wir von unsern Stühlen fielen. Das Ruder brach, und unser Schiff wurde drehend in den Strom hinaus geschleudert. Bravo! bravo! hörten wir vom Gestade rufen.

Herunter, herunter schrie uns der Graf zu. Wir sprangen ihm in die Arme. Er stellte uns hinter sich, und wieß uns an, uns an seinem Rocke fest zu halten, und ihn ja nicht bei den Armen zu fassen. Er hatte kaum ausgeredet, so stieß unser Schiff ans Brücken-Joch, stieg aufwärts und stürzte um. Wir lagen im Wasser.

Ich muß etwas hexenartiges an mir haben, denn ich gieng nicht unter. Antoniens

Kopf kam öfter unters Wasser. Der Graf schwamm aus allen Kräften, und kam glücklich mit uns ans Ufer. Unser Steuermann hielt ihm eine Stange entgegen. Mir fehlte nichts, als daß ich naß war. Antonie war ohne Besinnung. Der Steuermann warf mir seinen Rock um, und lief mit mir in den Gasthof. Der Graf, dessen Rock Antonie noch fest hielt, trug sie zu einem Arzt, der wenige Schritte weit von uns wohnte.

Meine Mutter sah die Gefahr, in der wir waren, aus einem Fenster des Gasthofes. Sie fiel in Ohnmacht, als sie unser Schiff umschlagen sah. Wir brachten sie bald wieder zu sich. Die Freude, als sie mich mit heiler Haut in ihren Armen sah!!! Auch Antonie kam bald wieder zur Besinnung; aber der Schrecken hatte sie so gelähmt, daß sie erst um 11 Uhr unter Begleitung des Grafen zu uns kam. Alle Spuren des

Schreckens waren verlöscht. Ihre Gesichtsfarbe war blühender als zuvor, und ihre Augen glühten von einem Feuer, das sie nicht gehabt hatten, ehe sie ins Wasser fiel. Wir waren schon im Bette als sie eintrat. Meine Mutter richtete sich auf um dem Grafen eine Dankrede zu halten, in die ich aus ganzem Herzen einstimmte. Wir zollten ihm unser Lob für seine Geistes=Gegenwart in der Gefahr, seinen Muth, seine Gewandtheit. Sehr bescheiden antwortete er, er verdiene unser Lob nicht; er habe 6 Jahre auf den holländischen Flotten gedient, also sey seine Gewandtheit in Regierung eines Schiffes nicht verdienstlich, und da er schwimmen könne, so sey für ihn keine Gefahr gewesen; wäre er also ein Egoist, so würde er den Tag unsers Unfalls als den glücklichsten seines Lebens ansehen. Ich hätte weit mehr Muth bewiesen als er. Er habe mich genau beobachtet, ich

hätte mich nicht entfärbet, als das Schiff anstieß; unsre arme Antonie hingegen, sprach er, war schon ertrunken, ehe sie ins Wasser fiel. Er war dem Bette meiner Mutter nahe gekommen. Sie ergriff seine Hand und küßte sie. Er erwiederte den Kuß mit vieler Höflichkeit, und berichtete uns, daß beinahe alle unsere Effekten gerettet, aber so durchnäßt seyen, daß wir nicht daran denken konnten unsere Reise vor einigen Tagen fortzusetzen. Auch dieses sey für ihn eine so glückliche Folge unsers Unglücks, daß es ihm Ueberwindung koste sich anzustellen als bemitleide er uns. Er bath uns nicht zu besorgen, daß wir lange Weile haben möchten; er habe uns nicht aus dem Wasser gezogen um uns vor Langweile sterben zu lassen. Er empfahl sich, trat zu meinem Bette, küßte mir sehr ehrerbiethig die Hand, und nahm den Weg zur Thüre. Antonie begleitete ihn, und blieb ziemlich lang

aus. Ich stellte mich als wäre ich eingeschlafen, und somit gieng auch sie zu Bette.

In der Liebe haben die Weiber Adlers Augen. Ich erkannte aus den angeführten Symptomen, daß Antonia der Ableiter der Zärtlichkeit geworden war, mit der mich der Graf bedrohete. Ich war froh, daß sie für uns beide bezahlte, denn ich hätte mich zu einiger Vergeltung verpflichtet erachtet; wie weit mich meine Erkenntlichkeit geführet hätte, kann ich nicht wissen. Mir war klar, daß sie den ganzen Schatz ihrer Zärtlichkeit auf einmal verschwendet, und dem Grafen nichts zu wünschen übrig gelassen hatte. Die Sorgfalt, mit der sie alles Geräusch beym Auskleiden vermied, um uns nicht zu wecken, und einem lästigen Verhöre auszuweichen, war ein vollständiger Beweis gegen sie. Sie dauerte mich. Mit einem Manne, wie der Graf, war weder an eine Heurath, noch an

eine fürdaurende Anhänglichkeit zu denken. Daß der Graf zum Bette meiner Mutter und nicht zu dem meinen trat, mir mit so vieler Feyerlichkeit die Hand küßte, legte an den Tag, daß er bey Antonien einen Hang zur Eifersucht bemerkt hatte, den er wenigstens in den ersten Tagen schonete. Welche Marter! wenn der Geliebte ein Mann wie der Graf ist.

Tags darauf waren wir mit Trocknung unserer Kleider und Fahrnisse beschäftiget. Der Graf besuchte uns des Morgens, kündigte uns eine Spazierfahrt in Birutschen an, und sah meine Ceka, die, wie Sie wissen, Herr Graf, ein sehr schönes Mädchen ist. Antonie und ich verloren ungemein in seinen Augen, die das Mädchen beinahe verschlangen. Antonie litt Höllenmarter, und hatte Mühe ihren Schmerz zu verbergen.

Nach Tische führte uns der Graf zu seiner Schwester, wo die zur Spazierfahrt Geladenen zusammen kamen. Um die Damen wurde geloset, und der Graf wußte es so einzurichten, daß ich dem Aeltesten aus der Gesellschaft dem Obristen von Castelmarco zu Theil wurde. Er zog wie leicht zu erachten die gute Antonie. Als wir nach Hause kamen, nöthigte man uns zum Souper zu bleiben. Es wurde gespielt. Ich sah zu, weil ich kein Spiel kann. Antonie vermißte den Grafen. Sie rief mich, und fragte mich leise, wo er sey. Ich wußte es nicht. Sie wurde unruhig; ersuchte einen Nebenstehenden ihr Spiel zu übernehmen, und entfernete sich. Kurz vor dem Souper erschien der Graf, und sagte, Antonie sey einer ihr zugestossenen Ueblichkeit wegen nach Hause gegangen, und werde beym Souper nicht erscheinen.

Als wir nach Hause kamen, fanden wir

Antonien in Thränen schwimmen und in den Convulsionen des lebhaftesten Schmerzes. Sie hatte, ich weiß nicht wie errathen, daß der Graf den Eid der Treue, den er ihr noch denselben Morgen geschworen hatte, breche. Sie gieng nach Hause, und fand ihn in den Armen meiner Ceka. Wir konnten weiter nichts thun, als sie trösten. Sie foderte, ich solle die Ceka fort, und nach Hause senden. Wir fanden nicht für gut, ihr zu willfahren; da foderte sie ein eigenes Zimmer, uud kündigte uns an, sie werde die Reise mit uns nicht fortsetzen.

Tages darauf trat sie wieder ganz heiter in unser Zimmer. Der Graf war bey ihr gewesen, und hatte sie beredet, er sey zur Ceka nur in der Absicht gegangen, um zu versuchen, ob er nicht durch sie erfahren könne, wer wir eigentlich seyen. Sie glaubte dem lieben Betrüger, und wir ließen sie bey ihrem seligen Glauben.

Ich hatte den Wunsch geäussert die große Tuch=Fabrick in der Stadt zu sehen, und der Graf führte uns hin. Der Director empfieng uns sehr höflich, und nachdem er uns alles gezeigt hatte, lud er uns zum Souper ein. Ein junger Engländer, Lord Morton begleitete uns, besah alles, und sprach kein Wort. Bey Tisch setzte er sich mir gegenüber, aß wenig, blieb stumm, und begaffte mich mit so unverwandten Augen, daß ich alle Fassung verlor. Der Graf bemerkte es, und fieng an sehr laut über die englischen Sitten zu sprechen. Kein drolligteres Volk sprach er, als die brittischen Böcke, die man uns nach dem Continent auf die Weide schickt. Sie starren ein Frauenzimmer stundenlang an, ohne ein Wort mit ihr zu reden, und bringen sie dadurch in Verlegenheit.

In England antwortete Lord Morton,

wird kein Frauenzimmer dadurch verlegen, daß die Männer ihr Auge an ihrer Schönheit weiden. — Mag seyn! Aber hier in Deutschland ist es anders. — Seit wenn ist Deutschlands Sitte ein Gesetz für den Engländer? — Man sollte alle Hofmeister in England dafür fuchteln, wenn sie ihre Zöglinge nicht lehren, daß ein Fremder schuldig sey, sich nach der Landessitte zu richten. — Was Sie sagen, scheint mir vernünftig . . . Er nahm seinen Stuhl, und setzte sich an das andere Ende des Tisches.

Nach der Tafel war ein kleiner Ball imprömptu. Er wurde mit Menuetten eröffnet. Ich tänzte ganz einfach. Lord Morton foderte mich auf. Er hatte in Paris gelernt, und brachte bey jeder Wendung Verzierungen an, die ich wiederholte. Unsere Menuette wurde beinah ein pas de deux. Nach deren Ende setzte ich mich neben Antonien.

Der Graf stund vor ihr. Vor mir Lord Morton. Wer sind Sie? sprach dieser zu mir. Milord, sagte der Graf, Sie stoßen abermal gegen deutsche Sitte an. Es gilt hier für Ungezogenheit ein Frauenzimmer zu fragen, wer sie sey. — Das ist albern. Ist diese Dame durch meine Frage beleidigt, so kann sie mir mein Unrecht verweisen. Ich glaube, Sie wollen versuchen, wie weit meine Gelassenheit und Gedult reiche. Sie ist am Ende, merken Sie sichs. — Ist Gefahr dabey? — Kommen Sie mit mir, so will ich auf Ihre Frage antworten. Ich wohne im Löwen, und werde Ihnen zeigen, daß ich kein Schaf bin. . . . Er gieng; der Graf wollte ihm nach. Ich und Antonie hielten ihn zurück. Er schien unseren Bitten nachzugeben; wenige Augenblicke darauf war er verschwunden, und Antonie wurde ohnmächtig. Sie wurde nach Hause getragen, und

da mir beinahe so bange war als ihr, so sendete ich meinen Reisegefährten aus, um Nachricht einzuholen, und wo möglich dem Uebel vorzubeugen. Ehe er zurückkam, traten der Graf und Lord Morton ein. Dieser wendete sich an mich. Sie sind schön, und liebenswürdig, sprach er; ich habe Augen, und ein Herz. Mir konnte auch nicht im Traume einfallen, ein so liebes Geschöpf beleidigen zu wollen. Man sagt mir, daß meine Frage Sie beleidiget habe. Ich bitte Sie um Vergebung. Was Sie die Güte haben mir zu sagen, erwiederte ich, bemerkte ich selbst am Tone, mit welchem Sie fragten. Wir haben viele Angst um Ihrer willen ausgestanden. Welcher glückliche Zufall hat so schnell dieses Mißverständniß aufgekläret?

Der Graf trat ab, um Antonien in ihrem Zimmer zu besuchen; und Milord erzählte mir, der Graf sey ihm mit einem

Offiziere in den Löwen gefolget, und sie seyen einig geworden sich gleich mit Pistolen in einem langen Gange des Hinterhauses bey Fackelscheine zu schlagen. Beyden sollten zugleich auf ein gegebenes Zeichen Feuer geben. Ich schoß, und fehlte, sagte der Lord. Der Graf schoß nicht. Ich bin zufrieden, sprach der Graf, sind Sie es? gegen einen edlen Mann, der meine Jugend geschont hatte, konnte ich keinen zweyten Gang versuchen. Ich erboth mich Sie um Vergebung zu bitten, und wir schüttelten uns die Hände. — Der Graf schoß gar nicht? — Als wir ausgesöhnt waren, schoß er in der Entfernung von 20 Schritten zwey Kerzen mitten durch. Er wollte mir damit nur zu erkennen geben, daß manchmal Gefahr dabey sey, sich nicht nach den Sitten des Landes zu richten, in dem man lebt.

Lord Morton entfernete sich. Der Graf

erschien nicht mehr. Ich errieth, daß er im Hause geblieben sey.

Ich, und wohl auch nicht der strengste Sittenrichter kann Antonien zum Verbrechen rechnen, daß sie den Grafen liebte. Ich war selbst sehr nahe daran, ihre Nebenbuhlerin zu werden. Mein Glück war, daß er meine Eroberung für ein schweres Stück Arbeit ansah, und daß ihn diese besorgten Schwierigkeiten abhielten mein Herz in Forma zu belagern. Ich wäre wahrscheinlicher Weise eben so unglücklich, als es Antonie wurde.

Tags darauf, sprang der Graf lächelnd in mein Zimmer. Und Sie sind doch die lose Hexe, die mir meine Bankzetteln wegkaperte, sprach er. Ich will es nicht mehr läugnen, Herr Graf, antwortete ich; ich hätte sie Ihnen schon längst ersetzet, wenn ich gewußt hätte, wie ich es anstellen müße, um Ihnen diesen Ersatz zu leisten. Hören Sie

mich. . . . — Ich weiß mehr als Sie wissen. Die Comaschina ist hier. Heut früh, wie ich aus dem Hause gehe . . . — Aus welchem? — Diese Frage befremdet mich . . . — weil Sie kein gutes Gewissen haben. — Sie glauben? — daß Sie auf gutem Wege sind ein armes Mädchen sehr unglücklich zu machen. Doch erzählen Sie weiter . . . Sie begegneten . . . — dem Balletmeister vom Wiener = Theater. Er erzählte mir, er komme von Regensburg, wo er eine vortreffliche Tänzerin gesehen, und mit schwerem Gelde gleich engagiret habe. Er reise mit ihr in ein paar Stunden ab. Gleich ahndete ich, er sey wie ich getäuscht worden.

Wir gehen zusammen auf das Schiff. Als mich diese Prinzessinnen eintreten sahen, wurden sie todtenblaß. Ich bin kein Freund von vielen Formalitäten. Ich drohete. Sie gestund alles. — Auch daß ich vom Inhalte

Ihres Briefchens nichts wußte? — Glauben Sie, daß eine Person, die aus Mitleid das thut, was Sie für die Comaschina thaten, auch nur der Verdacht einer Niederträchtigkeit treffen könne? ich sah ja selbst, daß Sie mein Billet uneröffnet der alten Hexe zusteckten. Das ist eine Kleinigkeit; aber der Contrakt mit dem Balletmeister ist ungültig. Sie gehen nach Wien, suchen wahrscheinlicher Weise ein Engagement. Sagen Sie ein Wort, und der Balletmeister stehet mit dem Contrakte vor Ihnen.

Ich willigte ein, und binnen wenigen Stunden war alles in Richtigkeit. Die Comaschina bequemte sich nach Italien zurückzureisen, und wir schickten uns an mit dem Balletmeister nach Wien zu gehen; allein der armen Antonie fiel es zu schwer, den Geliebten so schnell zu verlassen. Sie verlangte einen Tag um den anderen Aufschub. End=

lich bekam sie beym Aufstehen ein Billet vom Grafen. Hier ist es. Ich habe es der Rarität wegen aufbewahrt:

Einzig angebetete Antonie! zweifle ob das Feuer heiß, der Schnee kalt, ob du in meinen Augen die schönste aller Töchter Evens seyest. Nur an meiner Treue zweifle nicht. Ein Zufall nöthiget mich, mich auf einige Tage von dir zu trennen. Ich habe die Comaschina um ihr Engagement gebracht, und ihr dagegen versprochen, ihr ein anderes in München zu verschaffen, wo mein Vetter Intendant ist. Durch Briefe wird nicht viel gerichtet. Ich entschloß mich also mit ihr dahin zu reisen, und sie selbst zu präsentiren. Sobald ich dieses verdrüßliche Geschäft vom Halse habe, folge ich dir auf den Flügeln der Liebe nach Wien. Dort erwarte deinen rc.

Im Grabe, rief das unglückliche Mädchen, und ergab sich dem schrecklichsten Lie=

bes = Schmerz. Als dieser sich gelegt hatte, war sie ganz von Sinnen. Wir mußten sie nach Passau zurücksenden, und kamen endlich ohne ferneren widrigen Zufällen in Wien an. Die Fortsetzung meiner Biographie träge ich Ihnen auf, Herr Graf!

Der Graf machte einige satyrische Anmerkungen, und erhob einige unverbindliche Zweifel. Theresine sagte ihm sehr kalt, sie gewinne nichts dabei, wenn sie ihn täusche; sie sey überzeugt, daß er mit ihr vorlieb nehmen würde, wenn sie auch eine weit grössere Sünderin wäre, und, daß, wenn sie rc. rc. rc. Liebhaber gehabt hätte, er nicht verschmähen würde der Tausendste zu seyn.

Es war schon weit über Mitternacht als wir auf Theresinens Bemerkung, daß es schon so spät sey, nach Hause giengen. Der Graf begleitete mich in meine Wohnung um sich u. s. w. zu rechtfertigen, daß .r mein tête-à-

tête mit Theresinen der Verabredung zuwider gestöret habe. Er versicherte, er habe ein ganz neues Projekt im Kopfe, ich möchte also nur noch einige Tage meine Rolle fortspielen. Wir geriethen darüber in einen so lebhaften Zank, daß er den Degen zog, und so wüthend nach mir stieß, daß die Klinge durch meinen Rock gieng, und an der Thüre brach. Als er sich wehrlos sah, so gab er es näher, und gieng.

Ich war entschlossen, dieser Comödie ein Ende zu machen, und zu verschwinden. Ich weckte meine Bedienten, und ließ alles in größter Stille wegbringen; schrieb als Fürst ein Abschieds-Billet an Theresinen. Ich sagte ihr, daß Staats-Geschäfte mich zwängen eiligst abzureisen; allein nach was immer für einem Lande mich das Schicksal führe, so werde mich immer ihr Andenken und der Wunsch sie glücklich zu sehen begleiten. Mir sey

ihr Verlangen in ihrem Vaterlande frei zu leben bekannt, und wie mäßig ihre Wünsche, welche den beiliegenden Betrag nicht übersteigen, seyen. Ich hoffe, sie würde denselben nicht blos darum verschmähen, weil er aus meiner Hand komme. Ich übergab diesen Brief selbst einer Magd Theresinens, stieg in den Wagen vor ihren Augen, und verschwand.

Dieser Entschluß kostete mich viele Ueberwindung. Amors Pfeile stacken mir tief im Herzen, und nun mußte ich die Hoffnung aufgeben, sie je wieder zu sehen. Ich mußte sogar die zweckmässigsten Maaßregeln nehmen, um ihr nicht zufälliger Weise zu begegnen. Wenn meine Seele stark erschüttert ist, so kann mein Körper nicht ruhen. Ich muß laufen, und je schneller ich gehe, desto mehr finde ich Erleichterung. Ich lief also auf gerathe wohl herum.

Es war einer der prächtigsten und hei=

tersten Wintertage, wo sich die Kälte zu brechen anfängt, und die schon hochstehende wärmende Sonne den herannahenden Frühling ankündigt.

Ich war ermüdet; um den Rückweg abzukürzen, ließ ich mich nach dem Augarten überfahren; nahe bei dem Pavillon begegnete mir Lerchenwies, der erst Tags zuvor angekommen war. Freund, rief er, so eben sah ich das schönste Mädchen, auf das je mein Aug fiel. Komm, sieh, und sage mir, wer sie ist. Ich ließ mich fortschleppen. Ich trete ein, und stehe vor Theresinen, die vom Balletmeister zu einem grossen Dejeuner, welches er im Augarten gab, gebeten war.

Ach! Monseigneur, rief sie, welches Mirackel! ich hatte bereits darauf Verzicht gethan, den großmüthigen Fürst Gargarin jemals wieder zu sehen.... Ich war versteinert, und fand

keine Worte. Lerchenwies wiederholte mit Erstaunen, Fürst Gargarin! Sie irren sich, sprach er, schöne Dame, dieser Herr ist nicht der Fürst Gargarin, sondern mein alter Freund N.... Nun war Theresine nicht weniger verblüfft als ich. Ihre forschenden Augen foderten mich auf zu reden. Ich blieb stumm und unbeweglich. Heinrich! sprach Lerchenwies, das ist gewiß wieder einer von deinen Geniestreichen, du hast den Jupiter gespielt. Aber seyn Sie unbesorgt schönes Frauenzimmer. Er ist eine ehrliche Haut. Ich verbürge ihn mit Gut und Blut. Was er etwa verdorben hat, macht er wieder gut. — Dieser Herr sey wer er wolle, sprach Theresine, so hoffe ich, er wird mir seinen Arm nicht versagen, um eine Tour im Garten zu machen.

Sie zog mich fort. Ich litt Höllenmarter. Sie und der Graf haben also mit mir Comödie gespielt, hub sie an. — Die Ent=

wicklung hoffe ich wenigstens wird Ihnen nicht unangenehm seyn. Sie besitzen was das Ziel Ihrer bescheidenen Wünsche war. — Aber wem habe ich diesen Besitz zu verdanken? — Sie sind Niemanden, auf Ehre, Niemanden Dank dafür schuldig. Fragen Sie nicht weiter. Ich kann, ich darf nicht mehr sagen. — Der Graf...? — würde gegen sein Interesse handeln, wenn er so freigebig wäre; dieses thut er, wie Sie wissen, nie. — Lieber! haben Sie je Freundschaft für mich empfunden. — Leben Sie wohl! Lerchenwies! dieses Frauenzimmer erlaubt Ihnen, sie zu ihrer Gesellschaft zurück zu begleiten. Adieu! auf immer.

Ich gieng, ich lief, und kam keuchend nach Hause, wo mich der Graf erwartete. Er fieng an mir seinen neuen Plan zu erklären ... da hat sichs ausgeplanet, unterbrach ich ihn. Sie hat das Geld. Ihr

wolltet sie foppen, nun seyd ihr die Gefoppten. — Ha, ha ha! da hat sie etwas Rechtes. Das Giro des Fürsten Gargarin ist ja ein Falsum, das dem Giranten Verdruß machen kann, wenn es zur Sprache kömmt. — Der Girant war klüger, er ließ die Ordre die en Bianco war, durch den Buchhalter mit dem Namen der Demoiselle Theresine Santini ausfüllen, und die Wechsel acceptiren. — Das ist ein Abus de Confiance, Wer hat Sie dazu berechtigt? — Darüber mag der Richter zwischen uns urtheilen, wenn es zum Prozesse kömmt. Die Theresine bleibt aus dem Spiele, behält das Geld, geht nach Italien, lebt glücklich, und ihr habt eine lange lange Nase.

Der Graf brach in einen schrecklichen Zorn aus, als er sah, daß er überlistet sey. Mir vergieng die Geduld, unsere Degen flogen aus ihren Scheiden, der Kampf war

in wenigen Sekunden entschieden, der Graf war durch den Leib gestossen, mir fuhr sein Degen durch den Mund, und einen Backen. Uns allen lag daran, daß von diesen Scenen nichts ins Publikum komme. Die Verschwornen bequemten sich also ihren Verlust zu verschmerzen, und nichts zu rügen, damit der Schleyer der Vergessenheit unsere Schande decke. Aber es erschien in den Zeitungen folgender Artikel.

Einem Frauenzimmer sind zwei Wechsel pr. 30000 fl. durch Herrn H. von N. zugestellt worden, da dieser ihr aber alle fernere Aufklärung verweigert hat, so glaubt sie kein Recht auf dieselben zu haben, ungeachtet sie auf ihre Ordre gestellt, und acceptirt sind. Wer demnach irgend ein Recht darauf hat, beliebe sich bei der Frau Gräfin von Pahlen zu melden. Nach Verlauf von 4 Wochen wird der Betrag erhoben, und dem Waisenhause zugewendet werden.

Es giebt keinen schmutzigern Geiz, als der des Grafen, wenn seine Geilheit nicht im Spiele war. Er hatte kaum den Zeitungs-Artikel gelesen, als er der Gräfin schrieb, und seinen Antheil reklamirte, weil er, wie er sagte, lieber seine Eigenen, als fremder Leute Bankarte ernähren wolle. Krankheit hielte ihn ab, sie zu besuchen; sie möchte nur mich rufen lassen, wenn sie die ganze Geschichte umständlich erfahren wolle. Die Gräfin ließ mich ersuchen zu ihr zu kommen, und zeigte mir den Brief des Grafen. Ich trug kein Bedenken mehr sie mit allen Umständen der Verschwörung bekannt zu machen. Ich bekam von der Gräfin einen derben Verweis, daß ich mich in dieses Complott eingelassen habe; wurde aber doch begnadigt, weil ich meine Rolle nur in der Absicht fortgespielt hatte, um Theresinen nützlich zu seyn. Sie gab mir hierauf die Wechsel mit dem

Auftrage zurück jedem seinen Antheil zurückzustellen, und ihnen zu sagen, daß Theresine sich schämen würde ihnen ihre Existenz zu verdanken. Ich hatte bei der Erzählung von Theresine mit der Begeisterung gesprochen, die sie allen feinfühlenden Menschen einflößte, welche sie näher kannten, und fügte hinzu, daß ich am schlimmsten dabei fahre, ungeachtet ich am wenigsten strafbar sey; sie könne leicht errathen, daß ich ihrer Freundin nicht ohne Gefahr in die Aeuglein gegucket habe, und es fiel mir schwer das Wohlwollen und die Achtung zu vermissen, die ich ihr als Fürst abgestohlen hatte. Verzweifeln Sie nicht, antwortete die Gräfin lachend, ich will Ihre Fürsprecherin seyn.

Ich erhielt einige Tage darauf folgendes Billet.

Der Fürst Gargarin hat mir versprochen bei mir die bewußte Aria aus Alcide

al bivio zu singen. Was er versprach, bitte ich Sie zu halten. Kommen Sie übermorgen. Sie wissen zu welchen Stunden ich Besuche annehmen kann.

Wer war froher als ich? Ich traf bey ihr die Gräfin an. Als sie mich sah, kam sie lachend auf mich zu. Nur nichts was einer Entschuldigung ähnlich wäre, sprach sie. Ich habe alles mit angehöret, denn ich stund bey der Gräfin in der Alkove. Zu Ihrer Buße will ich Sie in meine Dienste nehmen. Sie sollen statt des Grafen mein Putzrath werden; dann sollen Sie mir ein paar Arien, die ich mir selbst nicht zu Dank singe, einstudieren; und dann, noch besser gleich heut sollen Sie mir Ihre Meynung über den Plan, und die Ausführung des neuen Ballets Artemira sagen. Ich erwarte den Balletmeister jeden Augenblick, und einsweilen singen Sie uns den Alcide.

Ich trat mit Vergnügen meine Dienste an. Der Balletmeister kam. Sein Plan wurde von den Damen kritisirt. Ihr guter Geschmack sagte ihnen zwar, daß es irgendwo fehle, aber sie konnten die Fehler nicht deutlich nachweisen. Ich half ihnen ein. Diese Damen, sprach ich, tadeln, daß Sie die Natur zu roh, schmutzig, ungefällig, und die Kunst zu prachtvoll geschildert haben. Sie wollen den Uebergang der Natur zur Kunst darstellen. Zwischen dem rohen Caraiben und dem ceremoniösen Chinesen liegen Abgründe, die Sie überspringen müßen; nun wollen Sie Fortschritte darstellen. Aber wenn Sie statt der canibalischen Natur, die gefälligere Natur geßnerischer Schäfer nehmen, dann sind Nüancen und sanfte Uebergänge möglich, und das Problem wird ohne Saldo mortale gelöset.

Der Balletmeister erkannte die Wahr=

heit der Kritik der Damen, die ich entwickelt hatte, und änderte den ganzen ersten Akt, und einen Theil des zweyten, denn damals opferte noch manchmal der Künstler seinen Eigendünkel der Liebe zur Kunst auf.

Ins Putz-Ministerium associrte ich mir einen jungen Mahler, der bey ungemeinen Talenten auch das Geschick hatte mit wenigen Federstrichen treffende Aehnlichkeiten und die richtigen Umrisse des Schönen zu bestimmen. Er verwarf ganz das Costum des letzten Aktes. Unsere Modekleidung (die damalige) ist barbarische Pracht ohne Natur und Geschmack. Sie beleidigt das Aug durch ihre abentheuerlichen Mißverhältniße. Man muß zum Ideal der vereinigten Kunst und Natur eine idealische Tracht wählen, die vielleicht in hundert Jahren eine Modetracht werden wird. Der Ballet-Dichter muß nicht ein Portrait-Mahler seyn, und sclavisch darstellen was ist. Er muß

ein Prophet seyn, und zeigen was wir seyn werden, wenn guter Geschmack unsere Vorschritte leitet. Er entwarf Zeichnungen, nach welchen das Costum geändert wurde.

Diesen Ansichten gemäß leitete ich auch Theresinens Gesang, und bewog den Capellmeister das Accompagnement den angenommenen Gradationen gemäß einzurichten. Der Intendant war mit der General-Probe vollkommen zufrieden, und da das Resultat derselben immer schnell bekannt wird, so war die Erwartung des Publikums ungemein gespannt. Sie wurde nicht getäuscht. Alle Tänzer übertrafen sich selbst, und Grampi Theresinens Mittänzer wetteiferte mit ihr. Artemira gieng an die Sterne.

Wie gewöhnlich führte die Fürstin von Ceder Theresinen in ihrem Wagen nach Hause. Sie gieng also mit ihr durch den Vorsaal, der noch gedrängt voll war. Als sie erschien, er-

schallten wieder die Brava! Viva! aus tausend Kehlen. Sie verdient im Triumph nach Hause geführet zu werden, rief der portugiesische Gesandte, und befahl seinen Läufern ihren Wagen mit ihren Fackeln zu eskortiren. Alle übrigen folgten seinem Beyspiele. Hundert Fackeln liefen also vor, und alle Laternenbuben hinten drein. Eine ungeheure Menge Menschen lief nebenher, und des Jubels war kein Ende.

Als ich Tags darauf sie besuchte, fand ich eine zahlreiche Gesellschaft bey ihr. Sie sprang auf mich zu, und führte mich an der Hand in den Kreis. Meine Herren, sprach sie, Sie sind verschwenderisch mit Ihrem Lobe für die Schülerin. Seyen Sie nicht ungerecht für den Lehrer. Der portugiesische Gesandte versicherte mich, meine Schülerin mache mir Ehre, und fragte mich, wie viel ich verlange, um seine Tochter zu unterrich-

ten. Weiter nichts als das Herz meiner Schülerin, antwortete ich, wenn sie so liebenswürdig ist, als Theresine. — So! und bezahlt sie richtig? — Leider! nein, aber ich gebe ihr Credit. — Ich glaubte, versetzte die Gräfin von Löwenau, daß der Graf von Bogen dieses Lehramt versehe. — Das war olim, erwiederte die Gräfin von Pahlen, aber sie hat ihn wegen Verrätherey und Verschwörung gegen sie infam kassiert, und für unwürdig erkläret an ihrem Hofe zu dienen. — Du lieber Himmel, wenn man über jeden ungetreuen Liebhaber den Stab brechen wollte, so gäb' es keine Männer auf der Welt, und wir wären alle Wittwen; fuhr die Gräfin Löwenau fort. — Das war auch nicht sein Verbrechen, sagte die Gräfin von Pahlen. Die großmüthige Theresine hatte ihn von der Liebe und von der Treue dispensiret. — Wie, der Graf diente also gratis,

ohne Gehalt? — und ohne Accidentien blos für die Ehre — da muß sich der Graf gewaltig geändert haben. Sonst gab er nie einen Kreuzer, wo er nicht einen Gulden dafür foderte.

Auch ich wünschte in deine Dienste zu treten Theresine, sagte der portugiesische Minister. Mache mich zu deinem Finanz-Minister. Ich würde deiner Majestät nie unvortheilhafte Plane und Projekte vortragen. Wie stünde dir der Tausch dieses Ringes gegen einen der deinigen an? Er ist an Geld freylich ungemein mehr werth, antwortete Theresine, aber dennoch gebe ich den meinigen nicht um alle Diamanten von Golkonda. — Ich glaube, daß du recht habest, und daß ich in diesen Ringen alte Bekannte wieder finde . . . Erlaube . . . Ja, sie sind es . . . Hat er dir nicht gesagt, wer sie vor dir trug? — Nein! — So muß ich wohl

auch schweigen. Auch er hätte sie nicht um alle Diamanten von Golkonda gegeben. Die Hand, die er würdig fand diese Ringe zu tragen, verdient meine Verehrung. Die Hand, die sie vor dir trug, habe ich auch manchmal geküßt, aber in keiner so bequemen Stellung.

Das Geheimnißvolle dieser Rede reitzte ungemein die Neugier der Damen, allein er befriedigte sie nicht. Theresine erwarb dadurch einen Glanz, der sich durch das, was sich bald darauf zutrug, noch vermehrte. Man erfuhr, daß der 18jährige Kronprinz mit ihr auf einer öffentlichen Promenade gesprochen, und ihr ein Paket übergeben habe, auch daß, als sie die überreichende Hand küßte, er statt dessen die ihrige dreymal geküßt habe. In der ganzen Stadt sagte man sich ins Ohr, die stolze Theresine habe nun erreicht was sie wünsche, und den Kronprinzen in ihrem Gar-

ne gefangen; aber sie werde schwer dafür büßen müßen, wenn es die Kaiserin erfahre.

Des Zusammenhanges willen setze ich hieher, was ich erst mehrere Wochen nachher erfuhr.

Als einst Theresinens Mädchen im Ankleide-Zimmer hinter den Coulissen ab- und zugieng, wurde sie an einem dunklen Durchgange von einem in einen Mantel gehüllten Menschen angehalten, der ihr 6 Dukaten in die Hand drückte, und ein Paket an ihre Frau zu bestellen übergab. Theresine befahl ihrem Mädchen es dem Ueberbringer mit dem Bescheide rückzustellen, sie empfange nichts von unbekannter Hand; allein der Ueberbringer war verschwunden. Sie öffnete das Paket, und fand das Portrait des Kronprinzen mit einer Einfassung von prächtigen Diamanten, und folgendem Billete:

Dieses ist das Bild eines Jünglings,

der die Liebe nur vom Namen kannte, ehe er Sie sah. Ich werde heute Dianen sehen, reitzender als sie je gewesen seyn kann, aber sie wird mich nicht heilen, sondern mir noch tiefer den Pfeil ins Herz drücken. Was die Göttin, wenn sie lebte, nicht könnte, können Sie schöne Theresine, wollen Sie es versuchen? Schöner wird Endymion wohl gewesen seyn, aber unmöglich kann er sie zärtlicher geliebt haben, als ich sie liebe.

Zur Antwort schrieb Theresine:

Prinzen von Ihrem Range, die noch zum Ueberfluße schön und liebenswürdig sind, hatten noch nie über den Undank der Geliebten zu klagen. Aber, was ich wünsche, darf ichs? Ihre erhabenen Eltern wollen zweifels ohne, daß Sie den ersten Unterricht in den Freuden der Liebe von der Prinzessin empfangen, die zu Ihrer Gattin bestimmt ist. Wäre es nicht eine strafbare Vermessenheit,

wenn ich es wagte ihr vorzugreifen? der Zorn der Monarchin würde die Verführerin treffen, und würde mich unter den Abschaum meines Geschlechts stossen. Würde nicht ihr Herz bluten, wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben?

Die Sonne bedarf keiner Laterne, sagte der Gaskonier als er Laternen bey des grossen Ludwigs Bildsäule sah. Die Ehrerbiethung erlaubt mir nicht Ihr Bild zum Staate und zur Schau zu tragen. Um es auf meinem Herzen zu tragen, ist die Einfassung unbequem. So wie es ist, darf ich es nicht behalten. In ganz einfacher Form wäre es das Kostbareste von allem, was ich besitze.

Einige Tage darauf begegnete der Kronprinz Theresinen, die mit der Gräfin von Pahlen auf dem Rampart spazieren gieng. Er hielt sie an. Schöne Theresine, sprach er, man kann auf keine höflichere Art Körbe

austheilen als Sie. Vielleicht kommt eine Zeit, wo meine Zärtlichkeit der Geliebten nicht gefährlich seyn wird. Was Sie wünschen, finden Sie in diesem Papiere. Theresine ergriff seine Hand, um sie zu küssen. Er küßte die ihrige, und gieng. Dann kehrte er um, und sprach: was auf der Rückseite stehet, ist wahr, und bleibt wahr, so lange ich athme. Adieu (zweiter Handkuß) Er kehrte zum drittenmale um. Gräfin! was wir da sprachen bleibt unter uns. — Kein Wort soll über meine weibliche Zunge kommen, sprach die Gräfin; damit aber die Umstehenden nicht errathen, wovon die Rede ist, so dächte ich, Eure Königliche Hohheit sollten Theresinen nochmal die Hand küssen — meinerwegen mag die ganze Welt wissen, daß ich sie liebe, . . und er küßte zum drittenmale.

Diejenigen, die prophezeihet hatten, daß Theresinen die Eroberung des Kronprinzen

theuer zu stehen kommen würde, irrten sich. Es erfolgte nichts. Sie erhielt vielmehr von der Monarchin mehrere Beweise ihres Wohlwollens. Ich sah sie öfters, und liebte sie eben so zärtlich als hoffnungslos, weil mich nicht, wie so manche junge Leute, die Eitelkeit blendete. Sie zeichnete mich zwar vor allen ihren Bekannten aus; aber die Freundschaft, nicht der Liebe verdankte ich diesen Vorzug. Um nicht das zu verlieren, was sie mir bewilligte, getraute ich mir nicht mehr zu begehren. Sie mag wohl oft in meinen Augen gelesen haben, daß ich mehr wünsche, und sie verhütete, daß diese Wünsche laut würden, indem sie einmal wie von ungefähr sagte, daß, wer von ihr mehr als Freundschaft begehre, mehr fodere, als sie zu leisten vermöge. Sie habe auf dreimal ihr ganzes Kapital von Zärtlichkeit erschöpft.

Einst weckte man mich aus dem Schlafe,

und hinterbrachte mir, Theresine verlange mich gleich zu sprechen. Ich warf mich in meine Kleider. Der Mensch, der mich begleitete, gab ein Zeichen, und die Thüre öffnete sich geheimnißvoll. Ich trete ein, sehe Theresine und ihre Mutter in Thränen schwimmen, und den Polizei-Direktor bei ihnen. Kuffer, die gepackt wurden, stunden in den Zimmern, der Direktor kam auf mich zu, und eröffnete mir, daß auf ausdrücklichen Befehl der Monarchin Theresine binnen zwei Stunden Wien verlassen, und nach Italien zurückkehren müsse. Ihnen, setzte er hinzu, will sie die Effekten anvertrauen, die sie nicht mitnehmen kann, und darum habe ich sie rufen lassen.

Theresine trocknete ihre Thränen. Ich muß, sprach sie, den Befehlen der Monarchin gehorchen, aber ich habe ihre Ungnade nicht verdient. Sie erinnere sich dessen, was sie mir sagte, als sie mir die Brüßler-Spitzen

gab. Wie oft, Theresine, erwiederte der Direktor, muß ich Ihnen wiederholen, daß die Monarchin auf Sie nicht ungehalten ist; ich habe die Beweise in meiner Brieftasche und werde sie Ihnen übergeben, bevor ich Sie verlasse, sobald Sie auf dem Wege nach Italien sind; aber sie fodert das unverbrüchlichste Stillschweigen; also kein Wort mehr davon.

Theresine fügte sich in diese eisene Noth. Sie übergab mir ihre Fahrnisse; der bereitstehende Wagen wurde gepackt, und sie reisete ab, ohne daß ich ein Wort mit ihr reden konnte. Ich versteigerte ihre Mobilien, und erlegte den Erlöß dem Direktor. Es vergieng beynah ein Jahr, und ich hörte nichts mehr von ihr.

Ich wurde beym Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, und es traf sich, daß ich mit wichtigen Depeschen nach

Genua geschickt wurde. Die Monarchin ließ mich rufen, und übergab mir selbst das Packet. Bei der Rückreise vergesse er nicht, sprach sie, seine Freundin die Theresine zu besuchen. Sie lebt in Alexandria unter dem Namen Wittwe Bandini: Sage er ihr, ich sey recht wohl mit ihr zufrieden, und übergebe er ihr Dieses als einen Beweis meines Wohlwollens. Ihr Kind soll ein kleiner Engel seyn. A propos! Will er sie heurathen? er stehet sehr in Gnaden bei ihr, und er ist ihr auch nicht feind. Ich würde ihn in Italien gut anstellen. Da hätte er von seinem Nebenbuhler nichts zu besorgen. Wenn er zurückkömmt, so komme Er gleich zu mir, und halte er reinen Mund.

Ob ich eilte um Theresine wieder zu sehen und den Aufschluß ihrer Räthsel von ihr zu erhalten? ich kam Morgens um 9 Uhr an, und trug ihrem Mädchen auf, ihrer Frau zu sagen, ein alter Bekannter komme von Wien

mit Aufträgen an sie. Sie war noch im Bette, die Thüre war halb offen. Sie erkannte mich an der Stimme. Herein! herein, lieber Heinrich, rief sie. Ich trat ein, und sah sie so schön als je, und ein kleiner Engel lag an ihrer Brust. Ungeachtet mich die Monarchin auf das, was ich sah, vorbereitet hatte, so blieb ich wie versteinert. Nicht wahr, sprach sie, so etwas hätten Sie nicht vermuthet, als wir uns das Letztemal in Wien sahen. Setzen Sie sich zu mir, erzählen Sie, doch Geduld!... Sie windelte ihren kleinen weiblichen Engel ein, übergab ihn der Wärterin, und als diese fort war, öffnete sie mir ihre Arme, und gab mir ein Küßchen, das erste das ich von ihr erhielt und das mich noch brennt, wenn ich daran denke. Was bringt Sie hieher, sprach sie; wie erfuhren Sie, daß ich hier sey? den Namen Bandini führe?

Ich übergab meine Depeschen. Sie erbrach dieselben, und fand eine Obligation von 200000 Lire der Bank zu Genua für ihre Tochter Theresa Baronesse Bandini Tochter des seligen Obristen Bandini, deren Zinse der Mutter für den Unterhalt und die Erziehung der Tochter, das Capital zum Heurathsgute derselben angewiesen waren.

Theresine weinte Freudenthränen bei diesen neuen Beweisen kaiserlicher Gnade. Sie sind mein Freund, sagte sie; Sie weinten mit mir als ich Wien verlassen mußte. Freuen Sie sich nun auch mit mir. Auf den Sturm, der mir drohete, sind heitere Tage gefolgt. Wissen Sie, warum ich mit solcher Eile fortgeschaft wurde? — bestimmt nicht; aber aus den Umständen errath ich. — Dann verdammen Sie mich vielleicht, und wähnen Habsucht und Eitelkeit hätten mich verführet; ich muß mich also wohl rechtfertigen. Oeffnen Sie

meine Chatouille, geben Sie mir das Päckchen, das zu unterst liegt, und hören Sie.

Wenige Tage nach der Scene mit dem Kronprinzen traf, wie Sie wissen, seine Braut ein, zu den Feierlichkeiten wurden auch meine Talente aufgefodert; und Sie trugen so viel bei, mich glänzen zu machen, daß ich ein Ungeheuer wäre, wenn ich je vergesse, wie vielen Dank ich Ihnen schuldig bin. Nach den Feierlichkeiten überbrachte mir ein gemeiner Mensch im grauen Capute ein Päcklein, vom Hofzuckerbäcker. Er wartete auf eine Antwort. Ich erwartete ein paar Lebkuchen zu finden. Ich fand eine goldene Büchse, und in derselben 50000 fl. in Bankzetteln, denen dieser Brief beilag.

Was mich für die Unannehmlichkeiten meines Standes entschädigt, ist, daß ich denen Gutes thun kann, die ich liebe, und unter diesen stehet die schöne Theresine zu erst.

Beiläufig so viel, als du zu besitzen wünschtest, findest du in dieser Büchse. Nimm, freue dich meiner Gabe. Sey glücklich, darauf beschränken sich meine Wünsche.

Wenn nur die Hälfte von dem Guten wahr ist, was auch die von dir sagen, denen du höfliche Körbe giebst, so bist du ein Engel. Der Seltenheit wegen wünschte ich zu sehen wie Engel in der Nähe aussehen, und ob gar kein Fleisch und Blut an ihnen ist. Findest du für gut meine Neugier zu befriedigen, so antworte mir durch den Ueberbringer, aber nur zwei Zeilen, mehr nicht, denn von Danksagung, Erkenntlichkeit, will ich kein Wort hören. Dein Benehmen gegen meinen Sohn verdiente eine weit grössere Belohnung und hat die Achtung beeder Eltern erworben.

Antwortest du mir nicht . . . . so bleiben wir dennoch gute Freunde. Geschenk nehme ich dich wohl an, um dich zu kau-

sen, was du werth bist, bin ich nicht reich genug.

Stellen Sie sich meine Verlegenheit vor, als ich dieses Billet las. Dieses Geschenk zurücksenden wäre um so mehr eine Beleidigung gewesen, als die Großmuth des Schenkers mich von aller Erkenntlichkeit lossprach. Es behalten, und den Besuch verbitten, war noch schlimmer. Sein Besuch, auch ohne Geschenke mußte ich mir zur Ehre rechnen, denn er hatte ja nicht gesagt, daß er von mir erwarte, ich würde seine Sinnlichkeit befriedigen. Nahm ich den Besuch an, und er fand dann für gut auch die übrigen Sinne zu Hülfe zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß die Engel Fleisch und Blut haben, was sollte ich thun? wäre mein Herz mit im Spiele gewesen, so hätte ich mich seiner Leitung überlassen, aber ungeachtet ich öfters Gelegenheit gehabt hatte zu bemerken,

daß er ein schöner Mann sey, so blieb ich gleichgiltig. Alle Stralen der Glorie sammelten sich um das Haupt seiner Gemahlin, deren erster Staatsbeamter erschien, auch nannte man ihn oft spöttelnd den kaiserlichen Erz-Kindermacher. Sie selbst war noch eine schöne Frau; man sagte, daß sie manchmale strenge auf ihre ehelichen Rechte hielt, und ihre Ungnade die empfinden ließ, welche sie beeinträchtigten. Meine Mutter rieth mir seinen Besuch anzunehmen. Sein Brief, meinte sie, zeige, daß er kein Mann ohne Delicatesse sey, dem an sinnlichen Genusse genüge, er wünsche auch von mir geliebt zu werden; bliebe ich nun bey seinen Besuchen in den Schranken der tiefesten Ehrerbiethung und dabey kalt und gleichgültig, so würde er bald seine Besuche ganz einstellen.

Er wollte nur zwey Zeilen zur Antwort, ich schrieb:

Herr! ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, doch sieh! ich bin eine Dienerin des Herrn. Mir geschehe nach seinem Worte. Dieses Briefchen wurde dem Bothen übergeben, als er zum zweytenmale kam; denn unsere Berathschlagung hatte ziemlich lange gedauret.

An demselben Tage erfuhr ich, daß das Haus, wo wir wohnten, verkauft sey; daß statt der Hauswärterin ein alter Bedienter in die Zimmer zu ebener Erde gezogen sey, und daß wir also ganz allein im Hause wohneten. Ich hörte diese Aenderungen gleichgültig an, weil ich ihre Beziehung nicht bemerkte. Allein Tags darauf übergab mir der Hauswärter folgendes Billet: Wenn es dir gefällig ist mich heute nach 11 Uhr bey dir zu sehen, so übergieb den anliegenden Schlüssel gesiegelt wie er ist dem Ueberbringer. Er öffnet die Thüre deiner Wohnung.

So viele Delicatesse überraschte mich. Ich war nun gesichert, daß er nicht weiter gehen werde, als ich ihm zu gehen erlauben werde, und mir wurde leichter ums Herz. Ich übergab den Schlüßel, und um 11 Uhr trat er in mein Zimmer in ganz einfachem Kleide, ohne Verzierungen, wie ein alter Bekannter zu seiner Freundin. Auch ich hatte meinen Putz zweckmäßig vorbereitet; ich war reinlich aber weit sittsamer als sonst gekleidet, und saß am Klaviere als er eintrat. Ich stund auf und warf mich zu seinen Füssen. Er hob mich auf. Liebe Theresine, sprach er, ich hoffte du würdest mir das lästige Ceremoniel schenken, und mir erlauben bey dir meinen Stand zu vergessen. In dieser Stellung will ich dich nicht mehr sehen, bey Strafe der Wiedervergeltung. Ich horchte ein wenig. Du spieltest eine Sonate von Scarlati, und zwar recht gut. Wer dich

besäße hätte alle Musen in einer Person, und hätte auch den Vortheil, daß du jung und schön bist. . . . Die Musen, erwiederte ich, sind Göttinen, also . . . — wären sie schön gewesen, so wären sie keine alten Jungfrauen geworden. Sie hätten Männer gefunden, oder Jupiter hätte mit ihnen den Olymp bevölkert. — Sie scheueten wohl den Zorn der Juno, die sehr streng die bestrafte, welche dem Jupiter Gehör gaben.

Er setzte sich auf den Sopha, und nöthigte mich neben ihm zu setzen; ich gehorchte, blieb aber in ehrerbiethiger Entfernung. Meine Juno, sprach er, ist nicht so grausam. Ehrgeitz füllet ihr ganzes Herz aus. Sie liebt nichts als ihren Ruhm, und ist also auch nicht darüber ungehalten, wenn ich andere liebenswürdiger finde als sie. — Der Vater einer so schönen und zahlreichen Familie kann doch nicht an der Zärtlichkeit seiner Gattin

zweifeln. — An ihrer Fruchtbarkeit, willst du sagen. Was ist Genuß ohne Liebe? ihr war von den ersten Tagen unserer Vermählung diese Empfindung fremd; und da ich die Zärtlichkeit, nach der sich mein Herz sehnet, bei meiner Gattin nicht fand, so suchte ich sie bei andern, und fand sie eben so wenig. — Man weiß doch, daß . . . — was weiß man? daß ich Maitreßen hatte; ach Liebe! wüßtest du was für eitle herzlose Geschöpfe sie sind, du würdest eine andere Sprache führen. Es ist der Fluch, der auf meinem Stande haftet. Wir sind von Schmeichlern und Heuchlern umrungen; aber wir haben keinen Freund, Niemanden der uns liebt. Vaterfreuden konnten mich entschädigen, aber auch die erdrückt ein lästiges herzloses Ceremoniel, und macht dem Vater die Kinder fremd. Glücklicher waren meine Ahnen in ihrem kleinen Herzogthume, wo sie ohne Prunk unter ihren

Unterthanen, wie der Vater unter seinen Kindern lebten. Noch ist dort unser Andenken gesegnet, und mit Thränen im Auge erinnert man sich der vormaligen glücklichen Zeiten. Wie gerne gäbe ich die Kaiser=Krone für mein liebes Lothringen! — Ich sehe, Sire, daß an Ihrer Kaiserkrone auch nicht alles Gold ist, was glänzt. — Nein, wahrlich nicht. Nur die beneiden uns, die nicht in unseren Herzen lesen. Aber du Theresine du bist der Liebling des Glückes. — Ich! Sire! — da wärest du wohl das undankbarste Geschöpf, wenn du es nicht erkenntest. Sage! hat die Natur nicht alle ihre Gaben an dich verschwendet? gab sie dir nicht Schönheit, Anmuth, Geschick, und Witz, ein edles gefühlvolles Herz? liebt dich nicht jeder, der dich sieht, vom Kaiser bis zum Taglöhner? Lassen dir nicht sogar die Weiber Gerechtigkeit widerfahren? wie kalt wird

unsere Erscheinung pflichtschuldigst beklatscht, und wie tobend ist der Beyfall, der dir von allen Seiten zugerufen wird? —

Was ist ein vorübergehender Sinnenrausch, gegen die Segnungen von Millionen, die eine weise und gerechte Regierung glücklich macht? — Glücklich macht! Ja, wenn ich das könnte, so wären meine Toskaner das glücklichste Völkchen auf Erden. Aber so ist es nicht. Jede Handlung der Wohlthätigkeit schaft einen Undankbaren, und tausend Mißvergnügte. Zwingen uns nicht der täglich überhandnehmende Luxus, die täglich sich mehrenden Staats-Ausgaben die Leute täglich mit neuen Abgaben zu belegen? Müßen wir nicht die Söhne ihren Eltern, den Töchtern ihre Geliebten entreissen, um unsere Armeen vollzählig zu erhalten? Glaubst du daß sie unseren Namen segnen, wenn sie ihn immer Jammer und Unglück drohend

an der Spitze von Straf-Edikten sehen? die Wonne, die du verbreitest, ist freilich vorübergehend, aber durch keine Nebengedanken getrübt und verbittert. Jede deiner Erscheinungen erneuert sie, du bist glücklich durch das Bewußtseyn, daß du geliebt und bewundert wirst, dir dringen keine Staatsursachen die Hand eines Mannes auf, der dir gleichgültig ist; du verschenkest dein Herz, an wen du willst, dawider kann kein Monarch Einspruch thun, und wenn dir der Kaiser durch unwillkommene Zärtlichkeit lange Weile macht, so darfst du ihn spatzieren schicken.... — A propos, oder sans à propos. Ich hörte von einer Verschwörung gegen dich sprechen. Ein sicherer N. N. soll dabei ich weiß nicht was für einen verwunschenen Prinzen gespielt haben.... ich erzählte.

Dein N.. ist ein pfiffiger Vogel; sprach er, aber nun seyd ihr gute Freunde? — Ja.

Sire! — Ist er dir nicht mehr? rede aufrichtig mit mir, wie mit deinem Vater. Willst du ihn? ich schicke euch nach Toskana. — Auf Ehre, Sire, er ist mir nicht mehr. Fasse Zutrauen zu mir, ich entbehre lieber, als ich denen, welche ich liebe, Kummer mache. Adieu Theresine. Es ist schon 1 Uhr; ich habe schon lange nicht so angenehm zwei Stunden verplaudert. Er küßte mich auf die Stirne, ich ihm die Hand, und er gieng.

Auf ein so edles Benehmen war ich nicht vorbereitet. Ich erwartete vielmehr einen galanten Sturm; glänzende Anerbiethungen um meinen ehrerbiethigen Widerstand zu besiegen, und ein Gespräch im Tone von Crebillons Romanen. Alle meine Vorbereitungen zu einer Gegenwehre waren also vergeblich, und ich sah deutlich, daß er in den Schranken, die er sich selbst vorgeschrieben hatte, bleiben würde, wenn ich nicht den ersten Schritt

thue, um ihn aus denselben zu locken. Ihm schien es mehr darum zu thun, eine zärtliche Freundin, in deren Schooß er sein Herz ausgiessen könnte, zu erwerben, als seine Sinnen auf ihre Weide zu treiben. Diese Sinnen zu befriedigen, bothen sich ihm ja täglich gar manche Schöne aus den ersten Klassen an. Aber diesen ersten Schritt, den er zu erwarten, und zu wünschen schien, sollte ich ihn thun? er war ein so großmüthiger Wohlthäter, ein so seelenguter Mann, gab mir so ausgezeichnete Beweise seiner Achtung, seiner Liebe, sollte ich undankbar seyn? es kostete mich nur ja zu sagen, so ströhmte die Quelle der Freude — über sein trauriges Kaiserleben. Noch liebte ich ihn nicht, aber ich war ihm von ganzen Herzen gut, und wäre er nicht verheurathet gewesen, so hätte mich das ja keine grosse Ueberwindung gekostet.

Ich erhielt Tages darauf folgendes Billet:

Heute spielst du, ich kenne deine Tagsordnung, und will sie nicht unterbrechen. Morgen spiele ich meine Rolle; wieder ein Tag kaiserlichen Jammers; aber übermorgen könnten wieder für mich ein paar selige Stunden kommen. Gönnst du sie mir, so weißt du was du zu thun hast .... der Schlüssel wurde abgeliefert.

Dieser Uebermorgen erschien. Gegen 8 Uhr erschien ein Kammerdiener der Kaiserin, der mir ankündigte, daß die Monarchin die Aufführung der Artemire auf den nächsten Sonntag verlange, und wünsche, daß meiner Aria im dritten Akte einige Verse zu Ehren der Kronprinzessin eingeschaltet werden. Er übergab mir die Verse, und fragte mich dann, ob ich keine Lust hätte Schönbrunn zu sehen? er fahre hin, es sey ein prächtiger Tag, und ich würde alles weit bequemer sehen, als wenn der Hof anwesend sey. Ich war leicht zu bereden, und wir giengen.

Der Kammerdiener zeigte mir alles Sehenswürdige. Wir waren beinah mit unserm Umgange fertig, als sich eine Thüre öffnete, und die Kaiserin mit der Kronprinzessin aus derselben traten. Meine Mutter und ich fielen auf das Knie. Sie gab uns ihre Hand zu küssen, und hieß uns aufstehen. Theresine, sprach sie, du wirst von Tag zu Tag schöner. Ich werde mich wohl zuletzt selbst in dich verlieben. Kennst du die Kronprinzessin? sie ist deine Landsmännin, plaudert ein wenig miteinander. Ich habe mit der Santini zu reden: sie gieng mit meiner Mutter im Saale auf und ab, die Prinzessin gieng auf mich zu, und sprach mit mir in einem so wohlwollenden herablassenden Tone, daß ich von ihr entzückt war. Ich mußte ihr meine ganze Geschichte erzählen, aber ich verschwieg, wie Sie leicht erachten, meine Sünden. Bei unserm Gespräche bemerkte die Prinzessin das

Band, an dem mein Talismann hängt. Sie zog es heraus und sprach: ich bin nicht eifersüchtig, aber vorwitzig. Sie öffnete die Kapsel, und fand nicht was sie erwartete. Sie schloß dieselbe wieder. Das ist auch, sprach sie, ein gar zu bescheidener Schmuck für einen so schönen Hals; und auch diese magern Ohrenringe. Komm! wir wollen tauschen.... Sie hieng mir selbst ihre Ohrenringe ein, und ich mußte ihr die meinigen einhängen. Vielleicht, sprach sie lächelnd, wirken sie wie der Gürtel der Venus. Ich weiß wohl, daß du Geld und Diamanten nicht mehr achtest, als die Kieselsteine, aber diese wirst du doch mir zu lieb tragen. Wenn es so wäre, antwortete ich, so wäre ich wie die heiligen Mönche, denen die Großen der Erde ihre Schätze in Körben zutragen, weil sie das Gelübde der Armuth abgelegt haben.

Die Kaiserin, die uns nahe gekommen war,

lachte über meine Rede. Ich wette, sprach sie, daß wenn du das Gelübde der Keuschheit abgelegt hättest, so würden dich Monarchen auf den Knien bitten, es mit ihnen zu brechen. Seht nur wie sie erröthet! Ist es etwa gar dein Fall? Wovon spracht ihr; was von so weltlichen Sachen! Ich dachte, daß diese Bettschwester dich den englischen Gruß und das Agnus Dei beten lehrte.... (Mein Gesicht muß wie Feuer gebrannt haben) ... A propos deine Mutter sagte mir, sie lebe blos von deinem Verdienste. — Ich bezahle nur eine heilige Schuld. — Ganz recht! aber du hast doch nichts dawider, daß ich dir deine Schulden bezahlen helfe. Sie soll von heut an eine Pension von 300 fl. haben. — Gnädigste Monarchin! unsere Dankbegierde... — Sie hat eine gute Tochter gut erzogen, das verdient Belohnung. Dorner! führe er sie zum Kammerzahlmeister. Er soll gleich das Dekret aus-

fertigen. Adieu .... Sie verschwand. Die Prinzessin warf mir einen Kuß zu, und sprang ihr nach. Wir blieben beinah starr vor Verwunderung. Es war klar; sie wußte alles. Meine Mutter hatte sie gefragt, ob ich mit dem Intendanten zufrieden sey; ob es wahr sey, daß ich öfters vom Meinigen zusetze, um meine Theater-Garderobe zu verschönern; ob ich schon viele Liebhaber gehabt habe? Ob mir Heuraths-Anträge geschehen seyen? und dergleichen....

Mein gekrönter Liebhaber traf mit dem Schlage der Uhr ein. Er war mit meinem Willkomm zufriedener. Von rechtswegen, sprach ich, sollte ich im tiefsten Respekte mit Ihnen maulen. Ist es recht sich der Gunst eines armen Mädchens zu rühmen? ihre Liebesbriefe zu zeigen? Und wem? — Du warst bei der Kaiserin? Hat sie dich rufen lassen? — Ich erzählte ihm alles. — So ist sie, ja daran

erkenne ich sie. Gestern war ich bei ihr, sie fragte mich, wie sich meine neue Semele befinde. Ich sey noch viel zu jung um einer Abisay zu bedürfen. Sie wußte alles haarklein; dieses ist nicht zu bewundern, denn sie hält ein Heer von Spionen. Nach diesen Neckereyen fieng sie an ernsthaft von dir zu reden, und sagte viel Gutes von dir. Ich stimmte ein. Sie wollte alle Umstände wissen, und ich zeigte ihr dein Billet. Sie lachte sich beinah schäckig darüber. Da trat die Kronprinzessin ein. Sie freute sich auf die Vorstellung von Artemira, und äusserte den Wunsch dich in der Nähe zu sehen. Ich gieng, denn ich merkte wohl, daß die Kaiserin im Zuge sey, ihr deine Geschichte mit dem Kronprinzen zu erzählen, wo sie dann nicht ermangelt haben würde, Seitenhiebe auszutheilen. Da haben sie dann die Schönbrunner-Parthie verabredet. Als du fort warest, so erhob sich dei-

nerwegen ein Donnerwetter über die Kammer-Katzen. Die Kaiserin speiste in Schönbrunn. Sie glaubte, du wärest noch da, und befahl, daß du und deine Mutter mit den Kammerdienerinnen essen sollet. Dagegen protestirte die erste Kammerfrau. Sie fand es unter ihrer und der Würde der Kammerdienerinnen mit einer Tänzerin an einem Tische zu speisen. Die Kaiserin wurde böse, und ihr Zorn ergießt sich oft in sehr unmajestätischen Ausdrücken. Die Theresine, sprach sie, ist ein ehrlicheres Mädchen als ihr alle. Es ist keine unter euch, die sich nicht niederlegte, wenn ihr der Kronprinz um 20000 fl. Diamanten schenkte. Packt euch, und wenn ihr der Theresina nicht höflich begegnet, so jage ich euch allefort, und nehme sie und ihre Mutter. Sie legt gewiß der Unschuld meiner Söhne keine Fallen. Lercherin! (Eine der Kammerdienerinnen) hat sie verstanden, wen ich meine?

Ich erwähnte die Pension, die sie meiner Mutter angewiesen hatte, mit der lebhaftesten Empfindung der Dankbarkeit. Spare dieß auf eine bessere Gelegenheit, antwortete er: sie hat durch diese Pension deine Mutter zum Spion gedinget — Nie wird sie . . . — verstehe mich nicht unrecht. Es ist nicht die Rede von dem, was deine Mutter thun, sondern von dem, was sie von ihr fodern wird. Ich wollte wetten, daß deine Mädchen schon in ihrem Solde sind, und daß sie bestimmt erfährt, wenn ich komme, wenn ich gehe, und wo möglich, was wir zusammen sprechen. Horch! mir ist ich höre Jemanden im Nebenzimmer.

Ich nahm ein Licht, öffnete die Thüre, und sah die andere Thüre leise zugehen. Indessen hatte der Monarch ein Loch in der innern bemerket. Er machte mich darauf aufmerksam. Als ich ihm eröffnete, daß ich diese

Spionirung-Anstalten als Merkmale heimlicher Eifersucht betrachte, so versicherte er mich, daß ich mich irre; es sey weiter nichts als zwecklose Geschäftigkeit, weiblicher Vorwitz. Sie gönnt mir wohl einige Erholungsstunden vom lästigen Kaiserleben, aber sie will, daß ich sie gleichsam von ihr zu Lehen trage. Sie will mir zeigen, daß ich keinen Schritt thun könne, ohne daß sie es erfahre. Sie will die kleinsten Thatumstände wissen, um mir sie vorzuhalten, und mich necken zu können. Sie führte wohl selbst eine Agar in mein Bett, aber auf ihre Rechte als Sara ist sie eifersüchtig. Bei allen deme könnten wir, wenn du wolltest, es so einrichten, daß alle ihre Auslagen auf Spionen verlornes Geld wären. Statt meine Besuche in deiner Wohnung anzunehmen, empfange mich im obern Stocke, der leer ist, und in den ich aus dem Nebenhause durch eine Zwischenthür gelangen kann....

da erführen weder deine Mägde noch deine Mutter, wenn wir uns sehen, und wären vor Horcher sicher. Was hast du für Bedenklichkeiten? daß ich dir raube, was du mir nicht gerne giebst? Ja, wenn du eine Heuchlerin wärest, welche die Zurückhaltende spielt, um ihre Waare theurer zu verkaufen, so könnte ich wohl einen Sturm wagen; aber merke dir, Theresine, daß ein Weib mit einem Manne, der sie aufrichtig liebt, nichts zu wagen habe. Wer liebt, ist nie unternehmend. Er ist so glücklich von dem Wenigen, was man ihm gewährt, daß er nie sein Glück auf's Spiel setzet. Indessen thue was du willst.

Ich that was er wollte, und wir nahmen unsere Maaßregeln so gut, daß alle Spionen, mit denen wir umrungen waren, die Fährte verloren. Die Kaiserin erfuhr wohl, daß der Kaiser zu bestimmten Stunden aus seinen Zimmern verschwand, sie war

gewiß, daß er zu mir kam; aber dieses war lange nicht hinreichend ihre Neugier zu befriedigen. Als der Kaiser sicher war nicht bespionirt, und behorcht zu werden, überließ er sich ganz seinen Empfindungen, sprach mit der größten Freymüthigkeit von seinen verschraubten Familien-Verhältnißen, schilderte mir den Charakter seiner Kinder, und erzählte mir eine Menge drolligter Hof- und Hofschranzen Anekdoten, vorzüglich von der Wuth der Monarchin Heurathen zwischen ihren Kammerdienerinnen, und den Staatsbeamten zu stiften. Die Stunden flogen schnell in seiner Gesellschaft, ungeachtet fast gar nicht von Liebe gesprochen wurde, und er nur im Vorbeygehen, und sehr leise seinen Wunsch äusserte, mir mehr zu seyn als ein Freund. Er war fünfmale bey mir, und war keinen Schritt weiter gegangen als am ersten Tage, ungeachtet er wohl bemerkte,

daß mein Putz nicht mehr so klösterlich sittsam, mein Betragen freyer und nicht mehr so ehrfurchtsvoll war, und der Zufall es fügte, daß die väterlichen Küße, die nach der Stirn gerichtet waren, meinen Mund trafen.

Am Vorabende des Tages, wo ich wieder als Diana auftreten sollte, sagte er zu mir, er sehe ungerne, daß die Person, die er liebe, fremden Schmuck borge um sich zu putzen. Ich hienge von der Laune der Fürstin von Ceder ab; das wolle er nicht; und somit bringe er mir anderen Schmuck auf den folgenden Tag.

Die Diamanten waren prächtig, allein ich erwiederte, daß ich sie nicht tragen könne; die Fürstin würde aufmerksam werden, Nachfrage halten, und ich könne ihr doch nicht vertrauen, von wem ich sie zu leihen erhalten habe. Närrchen, antwortete er, ich leihe keinen Schmuck aus. — Dann, Sire . .

dann . . . — je nun! was denn? Willst du mir etwa wie dem Kronprinzen mitspielen? — Ja! wenn ich darf . . . so verbitte ich ganz bestimmt dieses und jedes andere Geschenk. — Wenn dir die Hand des Gebers lieb wäre, so wäre dir das Geschenk nicht unwillkommen. — Ach! Sire seyen Sie nicht ungerecht. Verdanke ich nicht Ihrem großmüthigen Wohlwollen mehr als ich je zu besitzen wünschte? So viel als zu meinem bequemen Auskommen hinreicht, kann ich meines Erachtens ohne zu erröthen von dem annehmen, der sich würdigt mich seiner Zärtlichkeit zu versichern, wenn er seine Einkünfte nach Millionen berechnet. Mehr anzunehmen würde mich in meinen Augen herabsetzen. Ich müßte es als den Preis einer Gunst ansehen, die doch ganz unwerth ist, wenn sie käuflich ist. Sie schrieben mir, daß Sie mich nicht kaufen wollten. — Du

gönnst mir also nicht die Freude, einen geringen Theil meines Reichthums der zuzusichern, die ich liebe? — — darf ich reden? Wird Sie meine Freymüthigkeit nicht beleidigen? — Rede! — Was sollen einem Mädchen meiner Art Diamanten? Ich bin, dem Himmel sey gedankt, nicht dazu verdammt in der Vorhölle (so nannte der Kaiser den Hof) Buße zu thun. Soll ich mich an öffentlichen Orten mit Ihren Geschenken behangen, zeigen, damit jeder den Preis berechnen könne, um den ich mich verkauft habe, damit unschuldige Mädchen angelocket werden in das große Lotto des Lasters zu setzen? Werden Sie mich dann schöner, liebenswürdiger finden, wenn Sie mich mit allen Diamanten Ihrer Krone gepflastert, daher stolzieren sehen, und die neidische Welt mit Fingern auf mich weiset, und spricht: Das Verdienst müße darben, der Arme Noth lei-

den, weil die Huren so theuer sind? — du? — Wäre ich etwas anderes, wenn ich nicht Ihrer Großmuth Gränzen setzte? Bin ich nicht auf Lebenslang vor Mangel und Dürftigkeit gesichert? Werde ich nicht von dem ersten Monarchen der Welt geliebt? Was bleibt dem Bettlermädchen, die noch vor 10 Jahren versucht war sich mit Hunden um ein fettes Bein zu balgen, noch zu wünschen übrig? Mir Diamanten! während so viele Unglückliche darben. Ach! ich erinnere mich noch zu lebhaft wie wehe Hunger thut. Mich treffe im Alter das Elend meiner Kindheit, wenn ich noch einen Heller über das annehme, was ich Ihnen bereits verdanke.

Die Lebhaftigkeit meiner Empfindungen und der Rückerinnerung riß mich hin, Thränen traten in meine Augen. Der Kaiser schwieg, und betrachtete mich mit unver-

wandten Augen. Ich besorgte, daß meine Freymüthigkeit ihn beleidiget habe. Sire, sprach ich, Sie haben mir einen Freybrief gegeben, und ich habe vielleicht denselben mißbraucht . . . — Nein, Kind! aber du hast ohne es zu ahnden meine Eitelkeit mit Füßen getreten, und mir gezeigt, daß der erste Monarch der Welt in der Waagschale ächten Werth's sehr leicht ist. Ich fange beinah an zu zweifeln, ob ich des Bettlers-Mädchen werth bin. . . . Unterbreche mich nicht. Solche Monarchen wie ich, gab es seit Erschaffung der Welt gar viele, und wird ihrer auch nach mir geben. Es ist vielleicht für die Menschheit ein Glück, daß es so ist. Aber zeige mir eine andere Theresine. — Keine Glücklichere wenigstens denke ich mir nicht. — Wenn du es nicht bist, meine Schuld ist es nicht. Ich nehme meine Diamanten zurück; aber daß ich meine

Wünsche deinem Willen unterwerfe, habe ich dafür keine Belohnung verdient? . . . Er gieng Wonnetrunken von mir.

Tags darauf begegnete ich ihm. Er fuhr im größten Staate. Ich gieng zu Fuß mit meiner Mutter zur Probe.

Als er mich wieder sah, war er im größten Eifer darüber, daß ich zu Fuße zur Probe gehe, während meine Gespielinnen in glänzenden Equipagen dahin fuhren. Er bestund darauf, ich sollte auch eine Equipage haben. Ich erwiederte, daß sie bey gutem Wetter überflüßig sey, bey schlechtem leiste ein Fiacker weit wohlfeiler dieselben Dienste. Er widersprach, die Fiacker dürften nicht in die Residenz fahren, ich müße also von außen absteigen, und durch dick und dünn patschen, dazu seyen so schöne Füße wie die meinigen nicht gemacht. Diese schönen Füße, antwortete ich scherzend, waren vor 10 Jah-

ren ohne Schuh und Strümpfen, und liefen sehr behende über Schnee und Eis. Er wäre beinah böse geworden, aber ich gab nicht nach; endlich wurden wir eins, daß ich bey der Reitschule absteigen solle, und er mir einen Schlüßel zu einem Gange verschaffen wolle, der von da ins Theater führe.

In diesem Gange begegnete ich einst der Kaiserin, die mich sehr gnädig anredete, und mir befahl ihr zu folgen.

Sie blieb im Audienz-Zimmer, wo mehrere Beamte auf sie warteten. Sie befahl mir in ihr Cabinet zu gehen. Ich war nicht lang da, als eine Kammerdienerin ein Halsband von prächtigen Perlen, und Brüßler-Spitzen von der größten Schönheit auf den Tisch legte, und fortgieng. Perlen waren immer der Schmuck, den ich allen anderen weit vorgezogen hatte. Ich ließ mich durch die Eitelkeit verleiten das Collier an

meinem Halse zu probiren, und nahm es eben ab, als ich die Kaiserin hinter mir stehen sah. Ich erschrack so heftig, daß ich nicht sprechen konnte. Ich sehe, sprach sie, daß es mir doch besser gelungen ist, deinen Geschmack zu treffen. Behalte es, und die Spitzen auch. Mir wird man doch nicht vorwerfen, daß ich Huren mit Diamanten bedecke; auch sollst du wissen, daß in meinen Staaten das Verdienst nicht darbet, und die Armen nicht Noth leiden, wenn ich auch manchmale die beschenke, denen ich gut bin... War er gestern bey dir? — Nein E. M., ich tanzte gestern. — Er ist in dich ganz vernarret; aber sage mir, wo du das hernimmst, was du sagst. Wenn du die Erziehung einer Prinzessin erhalten hättest, so nähme es mich doch Wunder — der Canonikus Testa erbarmete sich unseres Elends und meiner Jugend. Ihm verdanke ich alles — Testa! Ach! das

war ein heiliger Mann. Sein Zögling macht ihm keine Schande.

Nun ließ sie sich mit mir in ein großes Detail ein, erklärte mir ihre Grundsätze über die Verhältnisse beider Geschlechte; Liederlichkeit und Skandal haßte und strafte sie; aber sie betrachtete nicht den Umgang eines verheuratheten Mannes mit einem unverheuratheten Weibe als eine strafbare Vergehung. Ich bin nicht, sprach sie, wie des Gärtners Hund. Darauf empfahl sie mir seine Gesundheit zu schonen, denn er ist doch nicht mehr jung, sagte sie, und wünschte sich selbst Glück dazu, daß seine Wahl mich getroffen habe. Sie sey sicher, daß mein Ehrgeitz ihr keinen Kummer machen werde, daß ich nie fodern werde, er solle mich in den Fürstenstand erheben, und meine Kinder wie Prinzen erziehen. . . . — (Ich wollte gehen) — Und was den Wagen betrifft, so habe ich be-

fohlen, daß du, die Bassi, und die Boschetta zu allen Proben, wie zur Vorstellung durch den Hofwagen abgeholt werden solltet. Das wird auch diese Dirnen ärgern, daß sie nicht mehr in ihren vergoldeten Wägen auffahren dürfen.

Es ist ein Glück, fuhr die Theresine fort, daß die Monarchen zwey Seiten haben. Wären sie sich immer gleich, so würden wir gemeine Menschen durch ihren Galla-Glanz geblendet zur Abgötterey verleitet werden. Die Kaiserin hatte Aufflüge zu schwindelnder Höhe, und da lag ich im Staube vor ihr, aber wenn sie sich zur Erde herabließ, so war sie voll von erbärmlicher Gemeinheit. So war auch der Kaiser, an dem ich oft bewunderte, wie es möglich sey, daß so platte knabenhafte Einfälle in einem Kaiserkopfe entstehen, ein kaiserlicher Mund so triviale Ausdrücke gebrauchen könne. Beide waren gerne

populär, aber ihre Popularität war ohne Grazie und Würde, und wenn sie sich von ihrer Höhe herabließen, so sanken sie zu tief. Diese Bemerkung, die ich in diesem Umgang bald zu machen Gelegenheit hatte, stimmte meinen Enthusiasmus für meinen gekrönten Liebhaber merklich herab, und seiner Wohlthaten ungeachtet wieß ich ihm den letzten Platz in meinem Herzen an.

Seine Liebkosungen waren, wie Sie gesehen haben, nicht ohne Folgen. Ich war schon im 3ten Monate, als ich es ihm eröffnete. Seine Freude war namenlos, und Tags darauf kündigte er mir an, er hätte bereits Verfügungen getroffen, damit ich von meinem Engagement befreyet werde. Ich erwartete den Erfolg, als, wie Sie wissen, der Polizey-Director mir den Befehl ankündigte, Wien sogleich zu verlassen. Der Commissär, der mich escortirte, mir mit ausgezeichneter

Achtung begegnete, aber mich scharf bewachte, eröffnete mir, daß ich unter dem Namen Baronesse Bandini reise, und ihn auf Befehl der Monarchin führen solle. In Mayland stiegen wir beym Gouverneur ab. Er empfieng mich mit Ernst und Würde in Gegenwart des Commissärs, und eröffnete mir dann, daß die Ursachen, welche die Monarchin bestimmt hatte, mich entführen zu lassen, von solchem Belange seyen, daß sie dieselbe berechtiget hätten, mich auf einige Zeit meiner Freyheit zu berauben, und das Kind, das ich unter dem Herzen trage, von mir zu trennen. Allein er finde, daß diese Strenge bey mir nicht nothwendig sey, und übernehme ihrer Majestät mit seinem Kopfe zu verbürgen, daß ich mich in allem nach ihren Willen richten würde. Mir wurde Alexandria zum Wohnorte bestimmt. Ich sollte Niemanden meinen Familien-Namen sagen, und meine Ge-

schichte erzählen. Mit Niemanden ohne Erlaubniß des Gouverneurs correspondiren. Mich täglich vor dem Podesta, seinem Substituten stellen. Alles Aufsehen vermeiden. Ich schwur, daß ich diese Befehle der Monarchin genau erfüllen wolle, und lebe seitdem in Alexandria. Meine Mutter würde von mir getrennt.

Sie lebt, ich weiß nicht wo, von einer sehr guten Pension. Sie schreibt mir, ich ihr, aber keine von uns weiß, wo die andere ist. Seit dem lebe ich hier, wie Sie sehen, in Pracht und Ueppigkeit auf Köstten der Monarchin, und mache wahr, was ihr Buonfanti sagte: Er wünsche sich kein grösseres Glück, als bey ihr in Ungnade zu fallen.

Ich bemerkte, daß Theresine vermied sich um den Vater ihrer Tochter zu erkundigen. Ich erzählte ihr, daß er Toskana seinem zweyten Sohne abgetreten habe, und

nun der Hochzeit dieses Prinzen mit der Prinzessin von Spanien nichts mehr im Wege stehe. Sie antwortete weiter nichts als daß die Kaiserin eine sehr kluge Frau sey, und alles durchsetze was sie wünsche.

Ich war verlegen ihr das Anerbiethen meiner Hand zu machen. Ich erinnerte sie, daran, daß sie nur darum ein hinreichendes Einkommen wünsche, um in Italien in den Armen eines Gatten von ihrer Wahl, und im Schooße ihrer Familie leben zu können. Nun sprach ich, sind Sie in der Lage, daß es nur von Ihrem Willen abhange diesen Wunsch zu befriedigen. — Um zu heurathen müssen ihrer zwei seyn, erwiederte sie lächelnd. — Der zweite ist schon gefunden; nehmen Sie mich, wenn Sie keinen bessern an der Hand haben... Ich scherze nicht, schöne Theresine! ich diene Ihnen schon lange unter dem bescheidenen Namen eines Freundes; und ich wünschte ernst-

lich zu Ihrem Liebhaber zu avanciren. Den Liebhaber zum Gatten zu befördern kostet Sie nur ein Wort. Sprechen Sie es aus. — Ihr Antrag überrascht mich, und ich bin beinah versucht Sie beim Worte zu nehmen. Bedenken Sie sich bis Morgen, und gönnen Sie mir auch diese Bedenkzeit.

Am folgenden Tage fragte sie mich, ob kein Frauenzimmer ein älteres Recht auf mein Herz und auf meine Hand habe. Ich erröthete, denn mir fiel die Geschichte mit Louisen ein, die ihr der Graf von Bogen erzählt haben muß, um mir bei ihr zu schaden. Du weißt sie nicht, also wird es dir nicht unangenehm seyn sie zu erfahren. Ich war in die Frau von Lichtfeld zum Sterben verliebt. Keine gefährlichere Coquette ist wohl selbst in Paris nicht. Ich wurde müde, lang unerhört zu seufzen, und rasselte mit meinen Ketten. Um mich zu beruhigen zeigte

sie mir die Liste ihrer Liebhaber, die nach chronologischer Ordnung vom Tage der ersten Liebes-Erklärung eingetragen waren. Sie sehen, sprach sie, daß Ihnen nur noch zwei im Range vorgehen. Ihnen zu Lieb kann ich sie nicht präteriren; aber trösten Sie sich, die Regierung dieser Herren wird nicht lange dauern. Güldenströhm ist ein arkadischer Schäfer, Langsdorf hat Anlagen zur Eifersucht, und dann sind Sie an der Reihe. Mich verdroß diese Posse. Meine Verwandte negozirten meine Verbindung mit Louise von Wollmar, die reich, nicht häßlich, und witzig ist. Sie haßte die Lichtfeld, und wurde von derselben gehaßt. Sie ergriffen mit Freuden jede Gelegenheit einander zu necken. Als mit Louisen alles im Reinen war, foderte sie, daß ich der Lichtfeld schreibe um sie zu bitten mich auf ihrer Expektanten-Liste zu streichen. Ich that's, und somit wurde der Tag zum feyerlichen Verlobnisse angesetzt.

Schon waren viele Gäste aufgefahren; als ich hinausgerufen wurde, und die Lichtfeld mich dringend ersuchen ließ zu ihr zu kommen. Sie wolle mir etwas geben, wovon das Glück meines Lebens abhange. Sie wohnte im obern Stocke. Ich gieng, und sie brachte es durch ihre Buhlerkünste dahin, daß ich meiner Braut schrieb, ich könne nicht zum Verlobnisse kommen. Wenn ich kommen werde, könne ich selbst nicht bestimmen.

Die Lichtfeld ließ ihren Wagen vorfahren, in welchen ich mich mit ihr unter den Augen meiner Braut setzte, und sie entführte mich auf ihr Landgut, wo ich mit ihr acht Tage in dulci jubilo lebte. Da erhielt ich durch ihren Kammerdiener ein gesiegeltes Dekret, vermög welchem sie mich in den Quieszenten-Stand versetzte, jedoch mit der Hoffnung wieder in Aktivität zu treten. Sie war nach Presburg gereiset; wüthend vor Zorn

kehrte ich nach der Stadt zurück, wo ein ernsthaftes Donnerwetter auf mich wartete. Ich wurde von vier mit Stöcken bewaffneten Bengeln bei finsterer Nacht angegriffen. Ich wehrte mich wie ein Teufel, blieb aber auf dem Schlachtfelde betäubt liegen. Als ich wieder zu mir selbst kam, übergab man mir einen Brief von Luisen, die mich bath, ja nicht zu glauben, daß sie sich die Mühe genommen habe, mich für meine Thorheit zu bestrafen, denn nichts gleiche der Verachtung, mit der sie sey ꝛc. ꝛc. Für die empfangenen Schläge möge ich mich bei meinem Oheim dem Obristen bedanken. Sie selbst habe gar keine Ansprüche auf meine Dankbarkeit. Die Kaiserin erfuhr diese Geschichte, die Frau von Lichtfeld wurde aufgehoben, und in ein Kloster — zu Crems gesperrt. Louise schlug alle Parthien aus, die sich nach mir anbothen, und kündigte dem ganzen Männergeschlech-

te auf die auffallendste Weise ihre Verachtung an.

Theresine fragte mich, ob ich mich bemühet habe Louisens Vergebung zu erhalten. Ich antwortete, daß ich mich vergeblich bemühet haben würde, sie zu besänftigen. Seit dem seyen 4 Jahre verstrichen, und ich sey gewiß von ihr vergessen zu seyn. Wer weiß es? versetzte sie. Sie erboth sich zur Mittlerin, ungeachtet ich sie versicherte, daß ich Louisen nie geliebt habe. Dieses Anerbiethen war ein höfliches Ausschlagen meiner Hand: sie versüßte ihre Weigerung dadurch, daß sie mir eröffnete, so lange ihre Tochter nicht der mütterlichen Pflege mehr entwachsen sey, könne sie an keine Verbindung denken.

Mir hatten meine Geschichte mit Louisen, und meine Prinzen-Rolle unheilbar geschadet; allein sie hätte vielleicht aus Delicatesse und Wohlwollen von der Geschichte

mit Louisen nie gesprochen, wenn sie nicht gemuthmasset hätte, daß der Abgesandte der Monarchin, wohl auch von ihr empfohlen seyn dürfte. Die Wünsche der Monarchin wären aber unter diesen Umständen so gut als Befehle gewesen, und da sie mir nicht die Delicatesse zutraute von denselben keinen Gebrauch zu machen, so machte sie sich aus dieser Geschichte einen Schild dagegen, der ihr um so willkommener war, als sie noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatte glücklichere Zeiten zu erleben, und geheime Projekte zu realisiren.

Diese Projekte scheiterten durch den plötzlichen Tod des Kaisers. Als Theresine ihm eröffnete, daß sie Mutter sey, so glich seine Freude darüber einem Rausche; und etliche Tage darauf foderte er sie mit vieler Feierlichkeit zur Aufmerksamkeit und Verschwiegenheit auf. Die goldene Zeit, sprach er, bricht für uns an, der Herbst meiner Jahre wird mich

für den frostigen Sommer entschädigen. Ich werde noch wie meine Ahnen die Segnungen des häuslichen Glückes genießen, und die Kinder meines Herzens, die übrigen sind Kinder des Staates, auf meinem Schooße wiegen.

Sie wollen den Erzherzog Leopold mit einer spanischen Prinzessin verheurathen, und ich soll ihm Toskana abtreten. Dazu hatte ich ihnen Hoffnung gemacht. Damals kannte ich dich nicht. Nun habe ich es ihnen aber rund abgeschlagen und sagte ihnen, es sey albern zu verlangen, daß der erste Monarch von Europa dem Range nach, keinen Fleck Landes behalte, den er sein nennen könne, und als Hans ohne Land in der Welt figurire. Ich kündigte ihnen an, daß ich entschlossen sey meine Toskaner demnächst wieder zu besuchen. Bin ich einmal dort, so ziehen sie mich nicht wieder heraus, wenn sie auch ganz

Europa vorspannen. Du begehrest deine Entlassung, erhältst sie, und gehest nach Venedig, und von da auf einem englischen Schiffe nach Livorno, wo du mich erwartest. Im Jubel meines Herzens führe ich dich nach Florenz. Dort wollen wir versuchen unsere guten Toskaner so glücklich zu machen, als Menschen es seyn können, und den schönen Traum Heinrich des vierten zu realisiren suchen. Dort will ich ohne Prunk wie ein Vater unter seinen Kindern leben; in deinen Armen meine Xantippe vergessen, und die Liebkosungen deiner Kinder sollen mein durch Ceremoniel und Etiquette erkaltetes Vaterherz wieder erwärmen. Ich will in deine Hände das Füllhorn meines Ueberflußes legen; sie sollen der Canal der Wohlthätigkeit seyn, der unser schönes Toskana befruchten soll. Das Verdienst wird nicht mehr darben, der Arme nicht mehr Noth

leiden, und ganz Toskana wird meine Theresine segnen.

Das sind Versuchungen, denen man nicht widerstehen kann. Theresine wurde glänzend vor Freude, als ihr der Kaiser so herrliche Aussichten eröffnete; die Ausführung ihres Planes schien so leicht, daß beede gar nicht einsahen, woran er scheitern konnte. Allein der gute Kaiser hatte den Fehler, daß er nicht schweigen konnte; alles wurde verrathen, und Theresine entführt. Des Kaisers Wuth war ohnmächtig. Er zitterte für das Leben der Geliebten und ihres Kindes. Beharrlich verweigerte er die Abtretung von Toskana, bis ihm endlich die Kaiserin ankündigte, daß er Vater sey, und ihm versprach, Theresine in Freyheit zu setzen, und ihr Kind in seine Arme zu legen, sobald die Heurath mit der spanischen Prinzessin vollzogen, und der Erzherzog im Besitze von Tos-

kana seyn werde. Nun betrieb der Kaiser selbst diese Vermählung, schoß Millionen her, und um alle Feyerlichkeiten abzukürzen zog der Hof nach Insbruck, wo sie vollzogen wurde. Nun schien seinen Wünschen nichts mehr im Wege zu stehen. Da rührte ihn der Schlag, und er starb in wenigen Minuten.

Diese Umstände ereigneten sich zum Theile erst eine geraume Zeit nach meiner Rückkehr nach Wien, wo ich gleich bey meiner Ankunft zur Monarchin eilete, welche mich über die geringfügigsten Umstände examinirte. Sie vergaß nicht mich zu fragen, wie mein Heuraths-Antrag sey aufgenommen worden. Auf meine Geschichte mit Louisen wollte ich sie nicht erinnern. Ich sagte ihr also, daß Theresine sich erkläret habe, sie wolle sich nicht in die Lage setzen Mutter zu werden, so lange ihre Tochter ihrer Pflege bedürfe. Was, fragte die Kaiserin mit Verwunderung,

stillt sie ihr Kind selbst? Ich gebe ihr doch so viel, daß sie eine Amme bezahlen, und ihre schöne Brust schonen könnte. Ich versicherte sie, daß sie diese Brust nicht gelitten habe, und noch so schön sey, daß alle sie heiligen Anachoreten in Versuchung führen könnte. Ja, versetzte die Kaiserin, wenn der Teufel wie sie ausgesehen hätte, so wäre glaube ich der heilige Antonius kein Heiliger. Ich habe seit langer Zeit keinen Befehl so ungern unterschrieben, als den sie zu verhaften. Ich hoffe, die Umstände werden sich bald ändern. Nun gehe er, und halte er sein Maul, sonst weiß ich ihm sein Quartier in Kufstein an.

Ich hörte eine geraume Zeit nichts mehr von ihr, als ich durch einen Cabinets-Curier, der von Mayland kam, einen Brief erhielt, in welchem sie mir ankündigte, daß sie seit einigen Tagen die Gemahlin des Barons la Torre sey. Einige Monate darauf wurde

ich nach Mayland gesendet, wo ich sie in der vollen Reife ihrer Schönheit blühen sah, und ihren sehr liebenswürdigen Gemahl beneidete. Ihre Bekanntschaft hatte sich folgendermassen entsponnen. Er war der einzige Sohn des Podesta (Landvogt) von Alexandria; wurde Soldat, und zeichnete sich im Kriege gegen Preußen durch Talent und Bravour aus. Er erhielt Urlaub um seine durch Strapazen und Wunden geschwächte Gesundheit herzustellen, verliebte sich in die berühmte Prinzessin Camilla, und entführte sie; wurde aber eingeholt, und prozessirt. Er bewieß, daß sie ihm mit einem französischen Offiziere bis Pavia nachgereiset sey, und sie ihn selbst aufgefodert habe mit ihm zu entfliehen. Durch diese vorbereitete List kam er loß. Allein die Correspondenz zwischen den Liebenden dauerte fort. Sie verabredeten eine zweite Flucht, wurden aber wieder eingeholt, und zurück gebracht.

Der Offizier, der sie verhaftete, erlaubte sich einige Freiheiten mit der Prinzessin. La Torre spaltete ihm den Kopf mit seinem eigenen Säbel. Er wurde zum Tode verurtheilt, aber begnadiget, und auf Lebensdauer auf die Festung Pizigithone gesetzt. Sechs Jahre schmachtete er im Kerker, und alle Bemühungen seiner Eltern seine Freiheit zu bewirken, waren fruchtlos.

Theresine war der Aufsicht seines Vaters anvertraut. Bald wurde ihnen Theresine so lieb als ihr eigenes Kind, und sie wurde beinah zur Familie gerechnet, neben welcher sie wohnte. Oft wurde von dem unglücklichen Schicksale des armen Carlo gesprochen; als der Kaiser starb, ließ die Kaiserin der Theresine ihre Freiheit mit der Zusicherung ihrer Gnade ankündigen. Sie bath sich zur einzigen Gnade die Freiheit des Gefangenen aus. Der Gouverneur unterstützte ihre Bitte, und der Kerker öffnete sich für ihn.

Von allem diesen wußte Niemand ein Wort. Einst waren Carlos Eltern bei Theresinen zu Gast, und es wurde wieder mit Thränen von ihm gesprochen, da hörte man einen Jubel, die Thüren öffneten sich, und er trat ein. Die Wonne der ganzen Familie läßt sich denken, nicht beschreiben, Theresine wurde vergessen. Eltern, Schwestern, Bediente hatten nur für ihn Augen und Ohren. Welcher Heilige rief man, hat das Wunder gewirkt, sage es, daß wir Messen über Messen ihm zu Ehren lesen lassen. Wem ich meine Freiheit verdanke, antwortete er, weiß Niemand als der Gouverneur. Mein Freund Clementi, der mich in Pizigitone abholte, wußte nichts, als daß ein Frauenzimmer meine Fürsprecherin gewesen sey. Aus ihrem Briefe, den er nur einen Augenblick in Händen gehabt habe, wisse er, daß ihr Taufname Theresine sey, und daß sie in Alexandria lebe.

Adieu, du brauchst deine Einbildungs-Kraft nicht sehr anzustrengen, um das Uebrige zu errathen. Theresinens Schönheit trotzt dem Zahne der Zeit; und ist im Umgange noch immer eben so liebenswürdig, als sie in ihrer Jugend war.

Ende des zweiten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

25
6

München 8
Breisacher Str. 8

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spaun, Franz Anton von

Vermischte Schriften

Bd.: 2

München 1822

Opp. 562 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10811585-2